

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Wanderungen durch die Mark Brandenburg

4 Bände

Das Oderland - Barnim, Lebus

Fontane, Theodor

Naunhof [u.a.], 1940

Auf dem Hohen Barnim.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7136

Auf dem Hohen Barnim



„Der Blumenthal“

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.
Rüdert, „Ehider, der ewig junge“

Der Blumenthal“, d. h. der Blumenthalwald, ist der Name eines großen Forstreviers, das den Hohen Barnim von Westen nach Osten hin durchzieht und durch die von Berlin nach Briezen führende Straße fast seiner ganzen Länge nach durchschnitten wird.

„Der Blumenthal“ hat seine Romantik. Etwas von dem Zauber Vinetas ist um ihn her, und die Sage von untergegangenen Städten, verschwunden in Wasser oder Wald, begleitet den Reisenden auf Schritt und Tritt. Wer um die Mittagsstunde hier vorüberzieht, der hört aus Schlucht und See herauf ein Klingen und Läuten, und wer gar nachts des Weges kommt, wenn der Mond im ersten Viertel steht, der hat über Stille nicht zu klagen; denn seltsame Stimmen, Rufen und Lachen ziehen neben ihm her.

Und ein schöner Wald ist „der Blumenthal“. Die vielen Seen, die ihn durchschneiden, geben, auch wo sie nicht sichtbar werden, seinem Laub eine duftige Frische, und ein Blühen ist ringsum, als wolle es der Wald immer wieder beweisen: Ich bin „der Blumenthal!“

Rapsfelder an den offenen Stellen, die sich breit in den Wald hineindehnen, würzen im Mai die Luft; dem Blühdorn folgt die Hagerose, und dem Faulbaum der Akazienstrauch; die roten Erdbeeren lösen sich ab mit den röteren „Malinekens“ (wie der Landmann hier, poetischen Klanges, die Himbeeren nennt), und wenn endlich der Herbst kommt, so lachen die Ebereschensbeeren überall aus dem dunklen Blattwerk hervor. Dabei ein Reichthum an Holzern, wie ihn märkische Forsten wohl kaum zum zweiten Male zeigen. In reichstem Gemisch stehen alle Arten von Laub- und Nadelholz; Eiche und Edeltanne, Else und Kiefer, Buche und Lärchenbaum machen sich den Rang der Schönheit streitig; vor allem aber ist es die Birke, der Liebling des Waldes, die mit weißem Kleid und langem Haar an dem Auge des Reisenden vorüberfliegt.

Der Blumenthal ist fast zwei Meilen lang und ziemlich ebenso breit. Hier und dort aber, wie schon angedeutet, unterbrechen Acker-

strecken das Revier und dringen von rechts und links her bis an die Chaussee hin vor. Ungefähr in der Mitte des Waldes treffen von Nord und Süd her zwei solcher Einschnitte zusammen und teilen den Forst in zwei ziemlich gleiche Hälften, in eine westliche und östliche, oder in eine werneuchensche und prözellische Hälfte. Die erste ist die landschaftlich schönere, die andere die historisch interessantere.

Der schönste Punkt der westlichen Hälfte ist der Gamengrund. Hier war es, wo Schmidt von Werneuchen seine Sommer- und Familienfeste zu feiern liebte. Sein feiner Natursinn bekundete sich auch in der Wahl dieser Stelle. Sie zeigt eine besondere Schönheit, und während sonst der Bau einer Chaussee wenig zum Reiz einer Landschaft beizusteuern pflegt, liegt hier ein Fall vor, wo das Landschaftsbild durch die durchschneidende Weglinie gewonnen hat. Der Chausseebau machte nämlich, wenn überhaupt eine passierbare Straße geschaffen werden sollte, die Überbrückung des Gamengrundes nötig, und da die Herstellung eines Dammes als passendstes Mittel erschien, ward ein Viadukt quer durch die Schlucht geführt, der nun das Hüben und Drüben des Hügellandes verbindet. Von der Höhe dieses Viaduktes aus blickt man jetzt nach links hin in die Bassertiefe des Gamensees, nach rechts hin in die Waldestiefe des Gamengrundes hinab. Der Vorüberfahrende fühlt sich wie gebannt, und der Eiligste hat es nicht eilig genug, um nicht ein paar Minuten an dieser Stelle zu verweilen. Beide Bilder sind schön, auch einzeln betrachtet; aber das eine steigert noch die Wirkung des andern. Nach links hin Klarheit und Schweigen. Der Gamensee, wie ein Flußarm, windet sich in leis gespanntem Bogen zwischen den Tannenhügeln hin, und nichts unterbricht die Stille als ein plätschernder Fisch, den die Nachmittagssonne an die Oberfläche treibt. Nach rechts hin Dunkel und Leben. Aus dem Grunde herauf und bis an die Höhe des Dammes, beinahe greifbar für unsere Hände, steigen die ältesten Eichen, und während sich die Stämme in Schatten und Waldesnacht verlieren, blüht die Sonne über die grünen Kronen hin. Allerhand Schmetterlinge wiegen sich auf und nieder, und die Vögel singen in einer Herzlichkeit, als wäre dies das Tal des Lebens und nie ein Falk oder Weib über den Gamengrund dahingezogen. In der Ferne Kuckuckruf. Und ein blauer Himmel über dem Ganzen.

Die Westhälfte des „Blumenthals“ ist der landschaftlich schönere

Teil, aber die Osthälfte ist reicher an Sage und Geschichte. Wir wandern dieser anderen Hälfte zu. Der Wald hat uns bis an ein Vorwerk begleitet, dessen Stall- und Wirtschaftsgebäude bis hart an die Chaussee treten. Jenseits derselben fängt der Wald wieder an. Dies ist die Stelle, die wir suchen. Der Weg über den Hof hin wird uns auf Ansuchen freundlich gestattet, und hinaustretend in die halb bebauten, halb brachliegenden Felder, halten wir, einige hundert Schritte weiter abwärts, vor einem mit Steinmassen überdeckten Terrain. Dies Steinfeld ist die sogenannte „Stadtstelle“.

Hier stand vor 500 Jahren das Städtchen Blumenthal, das seitdem dem ganzen Walde den Namen gegeben hat.

Die ältesten Nachrichten reichen bis auf 1375 zurück, und das Landbuch der Mark Brandenburg führt „Blumendal“ noch unter den Ortschaften des Landes Barnim auf. Der Umstand aber, daß nur das Areal des Städtchens angegeben und weder von Abgaben noch Hofediensten gesprochen wird, spricht dafür, daß die Feldmark bereits wüst und wertlos zu werden begann. Die Trefflichkeit der Acker macht es zwar wahrscheinlich, daß im Laufe der nächsten Zeit noch Versuche gemacht worden sind, die wüst gewordenen Höfe neu zu besetzen, aber diese Versuche mußten notwendig scheitern. 1348 war das große Sterben gewesen; fünfzig Jahre später, als neue Kolonisten mutmaßlich eben ansingen, dem toten Ort ein neues Leben zu geben, fielen die Pommern ins Land, und wieder dreißig Jahre später ging der Hussitenzug mit Mord und Brand über „den Blumenthal“ hin. In achtzig Jahren die Pest, die Pommern und die Hussiten, — das war zuviel. Ein Fluch schien über den Ort ausgesprochen zu sein; er war nun wirklich tot, und das Mauerwerk zerfiel. Der Wald mit Eichen und Schlingkraut zog in die offenen Tore ein, die Malineken rankten und blühten über Steintrog und Brunnen hinweg, und eh ein Jahrhundert um war, war es ein unheimlicher Ort, eine „verwunschene Stelle“. Jeder mied sie. Wie es Seen und Seestellen gibt, wo die Fischer nicht fischen, weil sie fürchten, daß eine Hand aus der Tiefe fahren und sie herniederzerren wird, so berührte kein Jäger die Stelle, wo die alte Stadt gestanden hatte. Rundum tobte die Jagd, die Kurfürsten selbst erschienen mit „Hund und Horn“, aber vorüber an der Stadtstelle ging ihr Zug. Und waren Kinder beim Himbeersuchen unerwartet unter das alte Mauerwerk geraten, so befiel sie's plötzlich

wie bittere Todesangst, und sie flohen blindlings durch Gestrüpp und Dorn, bis sie zitternd und atemlos einen sicheren Außenplatz erreichten. Was gab es da nicht alles zu erzählen! Und so wuchs die Sage und zog immer festere Kreise um die „Stadt im Wald“. Selbst das Wild blieb aus, und nur Keiler und Bache hatten ihre Tummelplätze hier. An den tiefgelegenen Stellen des alten Marktplatzes, wo aus modernem Eichenlaub und sickerndem Quellwasser sich Sumpflandstücke gebildet hatten, kamen die Wildschweinsherden aus dem ganzen „Blumenthal“ zusammen, und wenn sie dann in Mondscheinnächten ihre Feste feierten, klang ihr unheimliches Getöse bis weit in den Wald hinein und mehrte die Schauer des Orts.

So vergingen Jahrhunderte. Die Eichen wurden immer höher, das Gestrüpp immer dichter, — die „alte Stadt“ schien verschwunden. Nur um die Winterzeit, wenn alles kahl stand, wurde das Mauerwerk sichtbar. Aber niemand war, der dessen geachtet hätte. Es waren die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges! So viele Dorf- und Stadtstellen lagen wüst, so viele neue Herde waren zerstört; wer hätte Lust und Zeit gehabt, sich um alte, halbvergessene Zerstörung zu kümmern?

So kam das Jahr 1689, und mit diesem Jahre tritt die „alte Stadt“, die bis 1375 ein Stück wirklicher Geschichte gehabt hatte, wieder ins Leben ein. Man kümmert sich wieder um sie. 1689 besuchte sie Bürgermeister Grüvel aus Kremen und fand noch Feldsteinmauern, die den Boden in Mannshöhe überragten. Von da ab folgten weitere Besucher in immer kürzeren Zwischenräumen: Beckmann um 1750, Bernoulli um 1777. Beide fanden Mauerreste und hielten sie für die Überbleibsel einer alten Stadt. Noch andere Reisende kamen. Aber ausführlichere Mitteilungen gelangten erst wieder zur Kenntnis des Publikums, als im Jahre 1843 der Geistliche des benachbarten Dorfes Prözel einen auf genaue Forschung gegründeten Bericht veröffentlichte. In diesem heißt es: „Die merkwürdige Stadtstelle Blumenthal ist unstreitig¹ in alten Zeiten ein

¹ Dies „unstreitig“ bezieht sich auf Klöden, der in seinen Auslassungen über die „Stadtstelle“ bestreitet, daß hier eine Stadt gestanden habe. Klöden nimmt an, daß es eine heidnische Begräbnisstätte gewesen sei, und findet in den Steinreihen nichts als eine Art Feldsteinumzäunung oder Einfriedigung dieser Stätte. Er irrt darin ganz unbedingt. Hätte er die Stelle gesehen, wie sie jetzt daliegt, so hätte er sich auf den flüchtigsten Blick von einem Irrtum überzeugen müssen.

menschlicher Wohnort gewesen. Man sieht noch jetzt Spuren von Feldsteinmauern. Vor einigen Jahren sind von den Waldarbeitern mehrere Werkzeuge, Hämmer, Sporen u. dgl. gefunden worden, die den Kindern dann zum Spielen gegeben, leider wieder verlorengegangen sind. Kalk wird noch jetzt dort gefunden. Die Stadt soll von den Hussiten auf ihrem Zuge nach Bernau zerstört worden sein. Einige meinen, daß die Zerstörung älter sei. Der große platte Stein innerhalb der ‚Stadtstelle‘, der sogenannte Mark- oder Marktstein, ist vielleicht ein Denkmal aus der heidnischen Zeit. Es ist nicht undenkbar, daß hier, mitten im Urwalde, schon die Semnonen einen Volksversammlungsplatz oder eine Opferstätte hatten, und daß die Städtebauer einer späteren Epoche den heidnischen Opferstein einfach liegen ließen, wo er lag, weil es unmöglich war, ihn fortzuschaffen. Dieser Marktstein wird hier auch noch liegen, wenn von den Feldsteinmauern ringsumher längst die letzte Spur verschwunden ist. Sollen diese Spuren aber vorläufig noch gewahrt werden, so ist es die höchste Zeit. Schon hat die Pflugschar ganze Strecken der ‚Stadtstelle‘ in Acker umgewandelt, und der Eichenwald ist hin, der diese Stelle so lang in seinen Schutz genommen.“

Soweit der Bericht von 1843. Ich suche nun in nachstehendem zu schildern, wie ich zwanzig Jahre später die Stadtstelle gefunden habe.

Von einem Wasserpfuhl, der sogenannten „Suhle“, aus gesehn, hat man nach Osten hin ein wellenförmiges, hier und da bebautes Stück Land vor sich, das an einzelnen Stellen von aufgetürmten sehr niedrigen Steinmauern eingefast, an anderen Stellen wie mit großen Feldsteinen besäet ist. Wer viel in der Mark gereist ist, dem fallen diese Feldsteine nicht auf, die hier einfach um des Ackers willen beiseitegeworfen oder sozusagen an den Tellerrand gelegt erscheinen. Und so nähert man sich der Umwallung in der vollen Überzeugung, daß Klöden recht gehabt habe, als er die Existenz einer Stadtstelle bestritt. Aber dieser Eindruck ist nicht von Dauer. Unser kundiger Führer führt uns an ein Gestrüpp von Elsbusch und Brombeerstrauch und sagt dann, auf eine Steinlinie zeigend, die kaum fußhoch aus der Erde hervorragt: „Dies ist die Kirche.“ Wir antworten zunächst mit einem halbverlegenen Lächeln. „Hier kön-

nen Sie den Kalk sehen“, fährt er fort, ein Stück Mörtel aus den Fugen losstoßend, und indem wir uns nunmehr niederbeugen und das Kalkstück in die Hand nehmen, erkennen wir mit denkbar größter Bestimmtheit, daß wir hier nicht eine aufgeschüttelte Einfriedigung, sondern ein in die Tiefe gehendes, gemauertes Fundament vor uns haben. Auf einen Schlag sind wir überführt. Wir verfolgen nun die Steinlinie, kommen an einen Eckstein, endlich an einen zweiten und dritten und überblicken das Oblong. Alle Zweifel sind geschwunden, und wir sehen klärllich, daß hier ein Gebäude gestanden hat. Die Fundamente liegen da. Ob Kirche oder Rathaus, ist gleichgültig. Höchstwahrscheinlich eine Kirche.

Unser Führer erkennt sehr wohl die Umwandlung, die mit uns vorgegangen. „Ich werde Sie nun zu dem großen Brunnen führen“, murmelt er gleichgültig vor sich hin, aber mit erkünsteltem Gleichmut, denn diese „Stadtstelle“ ist sein Stolz. Und inmitten eines Stück Roggenlandes, dessen Halme kaum erst handhoch aus der Erde ragen, stehen wir alsbald vor einem jener Ziehbrunnen, wie wir ihnen noch jetzt in unsren Dorfgassen begegnen. Wir sehen eine Rundung von fünf bis sechs Fuß Durchmesser, die Rundung selbst mit Feldsteinen ausgemauert und die mit Geröll locker zugeworfene Höhlung noch immer über fünf Fuß tief. Auf unsere Fragen erfahren wir, daß vor einem Menschenalter alle diese Dinge noch viel erkennbarer waren: das Mauerwerk der Kirche ragte noch mannhoch auf, die Brunnenhöhlung war noch gegen fünfzehn Fuß tief, und der Mantel des Brunnens erwies sich noch deutlich als eine Art Lehmzylinder, in dem die Steine kreisförmig übereinander steckten.

Wir schreiten von der „Brunnenstelle“ zu der benachbarten „Backofenstelle“. Sie liegt im Roggenland und gibt sich zunächst durch nichts Besonderes zu erkennen. Halme stehen jetzt dicht umher. Erst bei genauerer Einsicht gewahren wir, daß sich mitten in dem schwarzbraunen Boden eine kreisrunde Lehmstelle von etwa Backofendurchmesser scharf markiert.

Von hier aus geht es weiter zum „Markstein“, der bis diesen Tag von einer alten Eiche überschattet wird. Aber sie gehört doch nur dem Nachwuchs an, der, als die Stadt zerstört war, durch die offenen Tore hier einrückte. Die wirklich alte Eichengeneration, die zu Lebzeiten der Stadt den Marktplatz einfaßte und beschattete, ist

hin und zeigt nur noch an einzelnen Wurzelstubben, wes Schlages und Umfanges sie war.

Weit mehr indes als diese Wurzelstubben von kolossalem Durchmesser ist der Markstein selbst eine Sehenswürdigkeit. Es ist derselbe, über den wir schon weiter oben berichtet haben. Er mißt etwa acht Fuß im Quadrat, geht über vierzehn Fuß in die Tiefe und ragt nur wenig aus dem Erdreich hervor. Natürlich hat ihn nicht Menschenhand hierher gelegt, und die Annahme hat nichts Gezwungenes, daß er ein Opferstein der Ureinwohner war. Auf diesem Stein zu schlafen, müßte mindestens ebenso unheimlich wie unbequem sein.

Und von diesem an höchster Stelle gelegenen „Markstein“ aus haben wir jetzt nach vorgängiger Kenntnisaufnahme der Einzelheiten alles in der Klarheit einer Relieffkarte vor uns. Wir erkennen deutlich die Mauer, die Tore, die Hauptstraße, die Kirche, die einzelnen Häuser und Gehöfte, und ungerufen wie eine Vision steigt die alte Stadt aus ihrem Grabe wieder vor uns auf. Gewiß ist das Bild, das wir uns von ihr machen, ein vielfach falsches; aber es sind dieselben Fehler nur, wie wenn wir uns mit Hilfe eines Plans eine Stadt im Geiste aufbauen. Die Dinge selbst sind nicht richtig, aber wir geben den Dingen ihren richtigen Platz.

Unten am Hügelabhang, in Nähe der „Suhle“, blickten wir noch einmal auf das Steinfeld zurück, das nicht länger ein Chaos für uns war. Dann erst trennten wir uns zögernd von einer Stelle, über der ein ganz besonderer Zauber waltet. Die Natur wuchs hier einst wild in eine Stätte der Kultur hinein und wucherte darin; nun hat eine andere Kultur den Wald gefällt und breitet ihre Saaten darin aus. Städtisches Leben von ehemals und Ackerbau von heut reichen sich über einem vierhundertjährigen Wald-Interregnum die Hand.

Aber an Unheimlichem fehlt es noch immer nicht. Das Wildschwein hat es nicht vergessen, daß Jahrhunderte lang ihm diese Stelle gehörte, und in Sommernächten, wenn der Napsdunst vom Felde her in den Wald zieht, dann bricht es in sein altes Revier ein, erst in die „Suhle“, dann in die Saat, und tritt nieder und wirbelt auf. Wer dann im „Blumenthal“ seines Weges kommt, der hört ein Lärmen und Töhlen, ein Grunzen und Quietschen wie in alter Zeit, und er weiß nicht, ist es ein Hexensabbat oder die wilde Jagd.

Predikow

Vor Tau noch und Tage
Zog aus er deut mit Hund und Harn,
Daß er den Hirsch erjage.

Alte Ballade

Um den großen und sagenreichen „Blumenthalwald“ herum, der das Plateau des Barnim von West nach Ost durchzieht, gruppiert sich eine ganze Anzahl schöner und reicher Güter, die bis in die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges hinein das Besitztum vier alter märkischer Familien waren: der Sparrs, der Pfuels, der Krummensces und der Barfufe.

Die letzteren, die Barfufe, sind es, die uns in diesem Kapitel ausschließlich beschäftigen sollen. Sie kommen zuerst 1280 in den Marken vor. In ihre Vorgeschichte steigen wir aber nicht zurück und leisten namentlich darauf Verzicht, den alten Streit wegen „Barfus“ mit einem s und „Barfuß“ mit einem ß an dieser Stelle entscheiden zu wollen. Die Genealogen schreiben „Barfuß“, einfach auf das Wappen der Familie deutend, das drei unverkennbare Barfüße zeigt; die Familie selbst aber verwirft die Ableitung von einem niedersächsischen Geschlecht der Baarfoote, Barfufe oder Nudipes und schreibt sich Barfus, ihren Ursprung auf das altrömische Patriziergeschlecht der Parvus zurückführend, das mit bei der Gründung der Colonia Agrippina * war und durch endlose Generationen hin den noch existierenden Parvusenhof in Köln innehatte.

Gleichviel ob Barfuß oder Barfus, für unsere Zwecke genügt es, daß die Barfufe, wie wir in Huldigung gegen die Familie, aber ohne direkte Partei ergreifung, schreiben wollen, schon ausgangs des dreizehnten Jahrhunderts auf dem Oberbarnim säßig waren und bald darauf bereits dieselben Güter erworben hatten, die später den Kern ihres ausgebreiteten Besitzes bildeten: Eunersdorf, Baßlow, Predikow und Möglin.

Predikow galt als das eigentliche Familiengut und damals unmittelbar am Rande des „Blumenthalwaldes“ gelegen, war es besonders wertvoll durch seine Forstbestände, die sich nach Westen

* Köln.

hin bis weit in den genannten Wald hinein erstreckten. Diesen reichen Forstbeständen verdanken wir es auch, daß wir die Barfufe bereits um 1590 in der Spezialgeschichte unseres Landes auftreten sehen, indem es ebendieser Predikowsche Anteil am Blumenthalwalde war, der unter Johann Georg und Joachim Friedrich zu einem vieljährigen Streite zwischen den beiden ebengenannten Kurfürsten und den Barfusen führte. Dem ganzen Ereignis — ohne schließlich in einer Schlacht von Otterbourne oder einem Percy- und Douglaskampf zu kulminieren — stand nichtsdestoweniger von Anfang an ein gewisses romantisches Element zur Seite, und um dieses Stückleins Romantik willen (eine seltene Blume hierlandes) mag es gestattet sein, einen Augenblick bei der Erzählung des Herganges zu verweilen.

Kurfürst Johann Georg liebte die Jagd wie alle Hohenzollern vor und nach ihm, Friedrich den Großen ausgenommen, der das Jagdvergnügen einfach als eine Barbarei bezeichnete. Die Kurfürsten jagten damals in den schönen Forsten um Berlin herum, in den weiten Waldrevieren von Potsdam und Spandau, von Köpenick und Fürstenwalde, und besaßen in der am Werbellinsee gelegenen „Grimmitz“ einen der schönsten Jagdgründe des Landes. Aber voll wachsender Passion, mit jeder Grenze unzufrieden, ging ihr beständiges Streben dahin, ihre Territorien auszudehnen und immer neuen Wald in den großen Jagdgrund hineinzuziehen.

Eine seiner Jagden führte den Kurfürsten 1590 in den „Blumenthal“, und die Schönheit dieses Waldes verfehlte nicht ihres Eindruckes auf ihn. Der fruchtbare Boden, der allem, was hier wuchs, eine besondere Aппigkeit lieh, die hohen Eichen, das frische Niederholz, das Terrain selbst in buntem Wechsel von Tal und Hügel und klaren Seen in Tiefsen und Schluchten — all das erfreute das Jägerherz Georgs, und eh eine Woche um war, wandte er sich an die Barfufe, die damals auf Predikow saßen, und bat um die Erlaubnis, in ihrem Walde jagen zu dürfen. Die Barfufe, vier Brüder: Richard, Nikolaus, Valentin und Kasper, willfahrten gern dem kurfürstlichen Ansinnen, ohne Ahnung, daß aus ihrer Willfährigkeit alsbald das dauernde Recht der „Vorjagd“ gefolgert werden würde. Und dennoch geschah es. Ohne weitere Nachsichtung, gestützt auf das plötzlich erklärte Recht „landesherrlicher Vorjagd“, brach im Sommer 1602 das Jagdgesolge Joachim Friedrichs, des

Nachfolgers Johann Georgs, „mit Hund und Horn“ in die Predikowschen Waldungen ein, und das Geklaff von über zweihundert Rüden lärnte durch den Forst. Ehe der Tag um war, war das hohe Wild zu Tode gehegt und der junge Wildstand vernichtet. Soweit die Romantik. Die vier Brüder aber, statt ihren Elan zu den Waffen zu rufen, wurden klagbar beim Obergericht, und als nach fünfzig oder hundert Jahren der Instanzenzug zu Ende war, war längst kein Barfus mehr auf Hohen- und Niederpredikow.

Die Barfufe wurden klagbar. Aber wir würden sehr irren, wenn wir aus diesem Absteigen vom Kampf gegen die damals schon fest gegründete Hohenzollernsche Gewalt etwa den Schluß ziehen wollten, die vier Barfufe auf Predikow wären sehr friedliche Leute gewesen. Sie waren juist das Gegentheil davon, was aus folgendem erhellen mag:

Von den vier Brüdern waren drei, die beiden ältesten und der jüngste, auf ihren „Höfen“ in Predikow geblieben, während der dritte Bruder, Valentin, in die Dienste des Pommernherzogs getreten und dessen Oberjägermeister geworden war.

Es war um 1610, also acht Jahre nach der Jagd im „Blumenthal“, als Valentin Barfus auf Besuch nach Predikow kam. Es verstand sich von selbst, daß er von seinen Brüdern der Reihe nach bewirtet wurde. Der älteste, Richard, der auf dem „roten Hause“ in Niederpredikow saß, hatte natürlich den Vorrang, und eine tüchtige Zechkumpanei wurde nach Sitte jener Zeit geladen. Man trank, man jubelte, man tobte und, unglaublich zu sagen, man tanzte auch; denn woher nahm man die Damen? So kam Mitternacht heran. Um Mitternacht aber legten die Spielleute müd und matt ihre Fiedeln nieder und sagten: „Wir können nicht mehr!“ Da sprang Nikolaus, der zweite der Brüder, mitten unter sie und schrie, während er mit der Faust drohte: „Weiter, weiter, und wenn der Teufel selber aufspielen sollte!“ Da erschien der böse Feind auf dem Ofen, mit der Sackpfeife unterm Arm, grinste den Nikolaus an und spielte auf. Da fürchteten sie sich und ließen den Pfarrer holen, und als er kam, begannen sie zu beten und beteten, bis der Sackpfeifer wieder verschwunden war¹.

¹ Eine ähnliche Sage, darin der Teufel nicht als Spielmann, sondern als Tänzer auftritt, findet sich im Eiderstedtschen (Schleswig.) Es war eine große Hochzeit auf Hoyerßwort und unter den Gästen auch eine

Aber der Teufel war doch im Hause gewesen und Unfrieden ließ er zurück. Fehde brach aus zwischen den Brüdern. Die beiden älteren standen sich im Zweikampf gegenüber, und auf dem Grasplatz am Teich, hundert Schritt hinter dem roten Hause, fiel Richard, der älteste, von der Hand des zweiten Bruders, ebenjenes Nikolaus, der an dem geschilderten Zechabend den unheimlichen Sackpfeifer herbeigerufen hatte.

Unfriede kam ins Haus und mit ihm jedes Unglück. Der Dreißigjährige Krieg legte die Felder wüst, und fünfzig Jahre später war alles in andern Händen. List und Gewalt hatte den Barfusen ihr altes Erbe genommen.

In Predikow ist wenig oder nichts mehr, was an jene Zeiten erinnerte. Noch unterscheidet man ein Ober- und Unterdorf; noch weiß man, wo das „rote Haus“ gestanden, und wo der älteste Bruder, auf den Tod getroffen, zusammensank. Aber sonst schweigt an dieser Stelle alles, mit Ausnahme der alten Ulmenallee, die die Barfuse gepflanzt, und der alten Kirche, die sie gebaut haben.

Diese Kirche gehört jenen einfach malerischen Feldsteinbauten an, denen man, aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert her, so häufig in unsern Marken begegnet. Ein Christuskopf auf dem Schweistuch der heiligen Veronika stammt vielleicht noch aus jener Zeit der „vier Brüder“, aber niemand weiß es zu sagen. Im Jahr 1821 war noch ein Barfussches Wappensfenster da. Protestantisches „Lichtbedürfnis“ hat indessen längst das bunte Glas beseitigt und eine „helle Scheibe“ an die Stelle der bunten gesetzt. Nichts mehr mahnt an die Barfuse hier als der Estrich über ihrer Gruft, der, immer tiefer einsinkend, zugleich von den untenstehenden

hübsche Dirne, die flinkste Tänzerin weitherum. Auch an jenem Abend tanzte sie schon seit Stunden unaufhörlich und sagte zuletzt übermütig: „Und wenn der Teufel selbst läme, ich tanzte mit ihm.“ Kaum waren ihr diese Worte entfahren, so trat der Angerufene in den Saal, schritt auf das Mädchen zu und forderte sie zum Tanz. Und wie ein Wirbelwind drehten sich die beiden. Sie tanzten zuletzt nur noch allein, und die übrigen Gäste sahen dem rasenden Tanze voll Erstaunen zu. Endlich schwieg auch die Musik, aber das Paar tanzte noch immerfort, bis der Dirne plötzlich das Blut aus dem Munde stürzte und sie tot zusammenbrach. Sofort war der Tänzer verschwunden. Doch die Blutflecken waren nicht zu vertilgen, und das Mädchen fand keine Ruh. Um Mitternacht schlüpfte sie von ihrem Grabe her in den Tanzsaal, und die höllische Musik bricht los, und sie dreht sich wieder im tausenden Walzer.

drei Särge erzählt: von dem Sarge Valentins, „der beim Pommernherzog das Zechen gelernt“, von Richard, der hinter dem „roten Hause“ zusammensank, und von Nikolaus, der den Teufelspielmann rief, um ihm dann schließlich zu verfallen.

Von den Predikowschen Barfusen aber wenden wir uns nunmehr einem berühmteren Zweige der Familie zu: den Barfusen von Nöglin. Unter ihnen vor allem dem berühmtesten des Geschlechts überhaupt: dem Feldmarschall und Türkenbesieger Hans Albrecht von Barfus.

Hans Albrecht von Barfus

*Der jetzt alles vermag und kann,
War erst nur ein schlichter Edelmann,
Und weil er der Kriegsgöttin sich vertraut,
Hat er sich diese Groß' erbaut.*

Schiller

Hans Albrecht von Barfus ward inmitten der Drangsale des Dreißigjährigen Krieges 1635 zu Nöglin geboren, und diese Drangsale waren es auch wohl, die seiner Erziehung und Bildung ein fast allzu geringes Maß gaben. Das Militärische trat von Anfang an in den Vordergrund und wurde Schule fürs Leben und Staffeln zum Glück.

Hans Albrecht trat früh in Dienst. Es war die Zeit, wo die Söhne des Adels ansingen, den Krieg, aus eigenem Drang heraus, als Metier zu betreiben. Die Höfe lagen wüst, die Zeiten waren unsicher. Zudem entstanden ebendamals die stehenden Armeen und brauchten Offiziere. Hans Albrecht diente „von der Pike auf“, ein Umstand, dessen er sich in seinen Feldmarschallstagen gern zu rühmen pflegte.

Seine ersten Feldzüge machte er unter Sparr, Derfflinger und Goerzke. Er focht mit in Polen, in Pommern, in Preußen und am Rhein. Bei Fehrbellin war er höchstwahrscheinlich nicht, da er beim Fußvolk stand, das brandenburgischerseits in dieser Reiterschlacht fast gar nicht zur Verwendung kam. Auch Schönning, aus gleichem Grunde, fehlte bei Fehrbellin. Im übrigen begann schon damals die Differenz zwischen beiden auch in ihrer äußeren Stellung her-

vorzutreten. Es durfte nicht wundernehmen. Schöning war der Ausnahme-, Barfus der Durchschnittsmensch, und wenn jener den Mann der „großen Karriere“ repräsentierte, so repräsentierte dieser den Mann der Anciennität und Subalternität. Freilich war er seinerseits wieder ein subalternes Genie und gehörte jener Klasse von Leuten zu, die eine mäßige Begabung glücklich und segensreich für sich und mitunter auch für andere zu benutzen wissen. Ihre Tugenden sind Charaktersache, und ihre Genialität heißt: Abwarten, Ausdauer, Konsequenz.

Im Jahr 1670, fünfunddreißig Jahre alt, war unser Hans Albrecht noch Leutnant, aber sei es, daß die immer rascher sich folgenden Kriegszüge ihm eine wachsende Gelegenheit boten, sich auszuzeichnen, oder daß das Glück, das ihm bis dahin so wenig hold gewesen war, plötzlich seine Gunst ihm zuwandte, gleichviel, mit fünfunddreißig Jahren noch Leutnant, war er mit dreiundvierzig Jahren bereits Obrist eines Regiments und wenige Jahre später Generalmajor². Als solcher machte Barfus zwei Türkenzüge mit, den ersten 1683 behufs Entsatzes von Wien, den andern 1686 wegen Eroberung von Ofen. Die Belagerung dieser Festung und den besonders ruhmreichen Anteil unseres Hans Albrecht daran, hab' ich unter „Tamsel“ bereits ausführlicher erzählt. Schöning wird der Ruhm nicht genommen werden können, Brandenburg damals sowohl durch sein persönliches Auftreten, wie durch den Aplomb, mit dem er seine Truppen in den Vordergrund schob, glänzend repräsentiert zu haben, glänzender wahrscheinlich, als es der ihm unterstellte Barfus vermocht hätte; dem letzteren aber bleibt seinerseits das Verdienst, in der Nähe des „Ofens, der sehr heiß war“, am andauerndsten ausgehalten und zweimal allerpersönlichst die Kastanien aus dem Feuer geholt zu haben. Seine Sturmkolonne war es, die, neben der kaiserlichen des Herzogs von Croÿ, über das Schicksal Budas entschied.

Zwei ruhmreiche Türkenzüge lagen hinter ihm. Aber ein dritter, ruhmreicherer stand ihm bevor. Im Jahre 1691 stieß abermals ein Korps Brandenburger als Auxiliartruppe zu den Kaiserlichen, und

² In der neueren preussischen Kriegsgeschichte bietet vielleicht nur Gneisenau ein ähnliches Beispiel verspäteten und dann sehr raschen Avancements, Gneisenau, der 1806 noch Kapitän und 1813 bereits Generalleutnant war.

am 19. August erfolgte angesichts von Peterwardein die große Türken Schlacht bei Slankamen. Markgraf Ludwig von Baden führte das christliche Heer. Da Barfus diesen wichtigen Tag zu „Ehren der Christenheit“ entschied, so ziemt es sich wohl, bei den Details dieses Tages etwas ausführlicher zu verweilen.

Die Türken, 100 000 Mann stark, hatten eine sehr feste, aber zugleich sehr gefährliche Position eingenommen, eine Position, in der sie siegen oder notwendig zugrunde gehen mußten. Sie standen nämlich mit ihrem Fußvolk, 50 000 Mann, meist Janitscharen, auf den Hügeln an der Donau, den Fluß im Rücken, die Ebene vor sich. Auf dieser Ebene standen andere 50 000 Mann, lauter Reiterei, Spahis. Die Janitscharen führte der Großwesir Köprili, die Reiterei der Seraskier-Pascha. Die kaiserliche Armee war viel schwächer und betrug im ganzen kaum 50 000 Mann. Den rechten Flügel führte Feldzeugmeister Graf Souches, den linken Feldmarschall Graf Dünwald, im Zentrum aber befehligte Hans Albrecht von Barfus. Siebzehn Bataillone und einunddreißig Schwadronen standen unter seinem Kommando.

Der Plan des Markgrafen Ludwig war vortrefflich. Graf Dünwald sollte vom linken Flügel her mit fünfundachtzig Schwadronen die Spahis von der Ebene fortsegen, und Graf Souches in Benutzung dieses Moments die Hügelposition erstürmen. Aber der große Reiterangriff unterblieb, und so griff denn Graf Souches unter sehr ungünstigen Verhältnissen an. Dreimal vordringend, ward er dreimal zurückgeschlagen, und schon schickte die ganze türkische Reiterei sich an, die Vernichtung des rechten Flügels vollständig zu machen, als Barfus mit seinen Bataillonen vorrückend, einfach rechts schwenkte und dadurch eine schützende Mauer zwischen den eben angreifenden Spahis und unsrem fliehenden rechten Flügel aufrichtete. Diese eine Bewegung stellte die Schlacht wieder her.

Aber Barfus sollte nicht nur die schon verlorene Schlacht wiederherstellen, er sollte sie bald darauf auch gewinnen.

Der sieghafte Sturm der Spahis war gehemmt, noch eh er seinen vollen Anlauf hatte nehmen können. Die Schlacht stand. Da endlich kam Graf Dünwald mit dem linken Flügel heran. Markgraf Ludwig stellte sich selbst sofort an die Spitze der Reiterei und brach jetzt von links her in die Spahis ein, während 6000 Kürassiere, die gesamte Reserve des christlichen Heeres, denselben feindlichen Reiter-

schwärm in der Front angriffen. Dieser Angriff war unwiderstehlich. Die Fortsetzung der Spahis, womit die Schlacht hatte beginnen sollen, jetzt war sie vollzogen. Aber kein rechter Flügel existierte mehr, um die Gunst des Moments zu nutzen. Graf Souches selbst lag tot auf der Balstatt.

Nur das Zentrum stand noch. Barfus erkannte die volle Bedeutung des Augenblicks. Was der rechte Flügel nicht mehr konnte, das konnte das Zentrum. Nur noch das Zentrum. Die Aufgabe jenes war auf dieses übergegangen. Barfus rückte vor, und siegreich, wie vor Buda, stieg er die Höhen hinauf. Ein rasendes Gemetzel begann. Was nicht in Stücke gehauen wurde, warf sich in die Donau und ertrank. Der Großwesir Köprili, der Stolz und Abgott der Türken, der Janitscharen-Aga, achtzehn Paschas, fünfzehn Torbaschis der Janitscharen und zwanzigtausend Gemeine bedeckten das Schlachtfeld. Die Heeresfahne des Großwesirs von grüner Farbe mit Gold, 145 Kanonen, die Kriegskasse, 10 000 Zelte usw. waren erbeutet, und wohl mochte Markgraf Ludwig berichten, „daß diese Schlacht die schärfste und blutigste in diesem Säkulo gewesen, maßen die Türken wie verzweifelte Leut' gefochten und mehr als eine Stunde den Sieg in Händen gehabt hätten“. Der Verlust des Christenheeres betrug 7300 Mann, darunter 1000 Brandenburger.

Der Sieg bei Slankamen, seiner allgemeinen Bedeutung zu geschweigen, war auch von einer sonderlichen Bedeutung für das Haus Brandenburg. Markgraf Ludwig schrieb an den Kurfürsten und drückte sich über die Mitwirkung der brandenburgischen Hilfsvölker in folgenden Worten aus: „Ich kann Euer Kurfürstlichen Durchlaucht den außerordentlichen Valor* und das gute Benehmen von Dero Generalleutnant Barfus, sowie Ihrer braven Truppen nicht genug rühmen, und ihnen allein hat der Kaiser den Sieg und die Vernichtung der Türken zu danken.“

Eine ähnliche complimentenreiche Sprache war zwar damals an der Tagesordnung und verfolgte den leicht begreiflichen Zweck, durch freigebig gespendetes Lob die verschiedenen Reichsfürsten und ihre Truppenbefehlshaber bei guter Laune zu erhalten. Im vorliegenden Fall indes drückten diese Worte mehr als ein bloßes Kompliment und in der That eine wohlverdiente Anerkennung aus. Dies ergibt sich zum Teil aus der Schlachtbeschreibung selbst, am meisten aber

* Tapferkeit.

aus der nachfolgenden überaus gnädigen Haltung des Wiener Hofes. Brandenburg, als es nach der Königswürde zu streben begann, verabsäumte nicht, auf seine siegreiche Mitwirkung am Tage von Slankamen immer wieder und wieder zurückzukommen, und so mögen denn die Barfuser nicht ganz unrecht haben, wenn sie später noch den stolzen Ausspruch wagten, „ihr Ahnherr, Hans Albrecht, habe auf dem Felde von Slankamen die preussische Königskrone miterobert helfen.“

Im Jahre 1692 kehrte Barfus mit seinem Hilfskorps nach Berlin zurück. Hier häuften sich jetzt die Ehren auf seinem Haupt. Ohne hofmännische Schulung, ja vielleicht selbst ohne den Ehrgeiz, sie haben zu wollen, trat er nichtsdestoweniger in das Parteigetriebe des Hofes ein. Was eigenes Verdienst ihm nicht erwarb, erwarb ihm die Koterie, der er angehörte. „Eine Hand wusch die andere“, wie nicht zum zweitenmal in unserer Geschichte. Er hielt sich von Anfang an zur „Fraktion Dohna-Dönhoff“, und es gereicht ihm zur Ehre, in einer Zeit voll zynisch egoistischen Undanks, in Treue bei der einmal erwählten Partei ausgehalten zu haben. Es kam freilich hinzu, daß er seit 1693 mit Gräfin Eleonore von Dönhoff vermählt und dadurch an die Interessen dieser Familie gefesselt war. 1695, ohne daß inzwischen neue Kriegstaten ihm neuen Kriegsruhm erworben hätten, ward er Feldmarschall-Leutnant und das Jahr darauf Feldmarschall. Wie sein Rang und sein Ansehen, so wuchs sein Vermögen. Er erstand die Quittainenschen Güter in Ostpreußen, die bis dahin dem Feldmarschall Derfflinger gehört hatten, und endlich auch „Schloß Cossenblatt an der Spree“, seinen Lieblingsbesitz, von dem wir in dem nächsten Kapitel ausführlicher zu sprechen haben werden.

Aber erst das Jahr 1697 bezeichnet den Höhenpunkt seines Ruhms. Im November dieses Jahres ward Eberhard von Danckelmann, der bis dahin allmächtig geglaubte Minister, durch die Dohna-Dönhoffsche Fraktion gestürzt, und unserem Hans Albrecht fiel der Gewinn eines Spieles zu, daran sein persönlicher Einsatz, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein nur geringer gewesen war. Seine Hand war zu schwer zur Einfädelung einer Intrige. Er gab das Gewicht seines Namens her und ließ dann die andern machen.

Danckelmann war gestürzt, und Barfus übernahm die Leitung der Geschäfte. War es doch eine Zeit, in der sich jeder zu jedem fähig

glaubte, wenigstens bei Hofe. Das bekannte Wort Drenstiernas wurde wahr an jedem neuen Tag, und was als das Erstaunlichste gelten mag: die Dinge gingen auch so, gingen zum Teil sogar gut.

Barfus war Premierminister, noch richtiger Universalminister. Er war alles, er tat alles. Auswärtiges, Finanzen, Krieg — jegliches fiel ihm zu. Dazu war er Gouverneur von Berlin, Kommandeur der Garde, Landeshauptmann der Grafschaft Ruppin, und soviel Stellen sich ihm aufstauten, soviel Quellen flossen in seinen Schatz. Er wurde sehr reich. Als Gouverneur von Berlin bezog er ein palastartiges Gebäude, das vor ihm der Obermarschall von Grumbkow (der Vater des bekannten) besessen hatte. Barfus ließ es umbauen, erweitern und einen Garten nach der Spree hin anlegen. Es ist dies dasselbe Gebäude, das wir jetzt als „Stadtvogtei“ kennen und das, als solches, eine so hervorragende, wenn auch freilich wenig poetische Rolle in unserer Stadt- und Staatsgeschichte gespielt hat.

Hans Albrecht war Universalminister, aber er war es nur durch Zulassung und nicht durch eigne Kraft. Die Dohna-Dönhoffs schoben ihn einfach vor, um nicht in die durch Dankelmanns Sturz entstandene Günstlingslücke einen neuen, vielleicht viel gefährlicheren Günstling einrücken zu sehn, und unserem Barfus fiel es lediglich zu, durch sein bloßes Dasein den Satz zu predigen: „Wo ich bin, kann kein anderer sein.“

Das ging zwei Jahre lang, aber nicht länger. Der Kurfürst, was immer seine Schwächen sein mochten, war aus zu feiner Schulung, um an der Haltung eines alten Kampagnesoldaten, der nicht einmal Französisch sprach, auf die Dauer ein Genüge finden zu können. Und die Einführung einer Perückensteuer, wodurch Hans Albrecht den Sitten und Finanzen des Landes gleichmäßig aufzuhelfen trachtete, bezeugte sich schließlich als der allerschlechteste Weg, die schon schwankende Waage zu seinen Gunsten wiederum sinken zu machen. Die neue Sonne, Kolbe-Wartenberg, stieg immer höher. Er begann den Majordomus zu spielen, und der Dankelmannsche Hochmut erschien nun wie Leutseligkeit neben dem Ton des neuen Günstlings. Niemand wurde geschont, kaum die Königin, am wenigsten die alten Parteien des Hofes.

Aber Barfus, der den Hof überhaupt wie ein Schlachtfeld nahm, war ein viel zu guter Soldat, um so ohne weiteres an Flucht oder

Rückzug zu denken. Er hatte den türkischen Großwesir besiegt, warum nicht auch den Majordomus von Brandenburg? Die Königin, die Dohna-Dönhoffs dachten ähnlich, und so bereitete sich jene „große Liga von 1702“ vor, die keinen andern Zweck verfolgte, als den tyrannischen Günstling zu beseitigen und das Barfussche Interregnum von 1697—99, die Zeit der vereinigten Ministerien und der Perückensteuer, wiederherzustellen.

Aber Kolbe-Wartenberg war glücklicher, als es Dandelmann vor ihm gewesen war. Vielleicht, weil es die Liga in der Person versah, die sie mit Ausführung der Hauptrolle betraute. Diese Person war der Hofmarschall von Wense. Graf Otto Dönhoff, als er von der Wahl dieses letztgenannten Herrn hörte, zuckte die Achseln und setzte gutgelaunt hinzu: „Bohlan denn, wir müssen dem Glück einen Ochsen opfern!“ Er hatte recht gehabt. Nur blieb es nicht bei dem einen Opfer. Alle traf die Ungnade des Königs, und während der Hofmarschall von Wense den Hof mit der Festung Küstrin vertauschte, wurde der Rest vom Hofe verbannt: die Dohnas, die Dönhoffs und auch Barfuß.

Dies war des letzteren letzte Aktion, — kein Ruhmestag von Slankamen. Der Hof war nicht sein Feld. Trösten mocht' es ihn, daß auch Gewandtere unterlegen hatten. Unser Feldmarschall aber ging nach „Cossenblatt“, wo inzwischen, auf einer Spreeinsel, der Frontbau eines Schlosses entstanden war. Mit sich nahm er zu allem, was er sonst noch besaß, ein Jahrgehalt von 8000, nach Pöllnitz sogar von 12 000 Talern. Aber er erfreute sich desselben nicht lange mehr. Am 27. Dezember 1704 beschloß er sein an Kämpfen und Wandlungen reiches Leben.

In einem schlichten Anbau neben der Cossenblatter Kirche hat er seine letzte Ruhestatt gefunden.

Wir versuchen nun, nachdem wir in vorstehendem die Lebensgeschichte Hans Albrechts erzählt haben, eine Schilderung seiner äußeren Erscheinung und seines Charakters.

Hans Albrecht von Barfuß war von großem, kräftigem Körperbau, über sechs Fuß hoch und durchaus militärisch in Haltung und Auftreten. Selbst stattlich, legte er auch Gewicht auf Stattlichkeit, und lange bevor König Friedrich Wilhelm I. seine Riesengarde ins Leben rief, verriet Hans Albrecht eine entschiedene Neigung, hünen-

hafte Leute, besonders Offiziere, in den preussischen Dienst zu ziehen. Es waren dies die ersten Anfänge der später so notorisch gewordenen „blauen Kinder“ von Potsdam. Und so mag es denn auch mehr als Zufall sein, daß das einzige größere Bildnis, das von unserem Hans Albrecht existiert, vom „Soldatenkönige“ selber gemalt wurde. Dieses Bild stammt etwa aus dem Jahre 1737, und da um diese Zeit unser Feldmarschall längst verstorben war, so hat es nichts Unwahrscheinliches, daß der König es nach einem Stich oder einer Zeichnung eigens in Huldigung gegen denjenigen ausführte, in dem die Idee der „großen Blauen“ zuerst gedämmert und gelegentlich Gestalt gewonnen hatte.

Fassen wir den Charakter unseres Feldmarschalls ins Auge, so finden wir: er war tapfer, soldatisch, spezifisch deutsch, antifranzösisch (auch hierin ein Vorläufer Friedrich Wilhelms I.), habstüchtig, aber unbestechlich; rechthaberisch, aber nicht ungerecht; in Intrigen verwickelt, aber nicht eigentlich intrigant.

Wir betrachten ihn zuerst in seinen soldatischen, dann in seinen Hofmännischen Qualitäten. Als Soldat — ohne ihn überschätzen zu wollen — erhob er sich, trotzdem er immer der Mann blieb, der von der Pike auf gedient hatte, weit über die Klasse derer, die auf den Befehl eines Vorgesetzten hin ihre Truppe prompt ins Feuer zu führen verstehen. Hätte seine militärische Laufbahn mit der Erstürmung Ofens abgeschlossen, so würd' er einfach einer jener „braven Soldaten“ gewesen sein, wie deren unsere Kriegsgeschichte so viele aufzuweisen hat; sein zweimaliges und jedesmal entscheidendes Eingreifen in die Schlacht bei Slankamen aber zeigt ihn uns allerdings als einen Soldaten von höherer Beanlagung. Beide Male handelte er selbständig und folgte nur seiner persönlichen Erkenntnis dessen, was der gegebene Moment erheischte. Sein Blick und sein Charakter bewährten sich dabei gleichmäßig. Er erkannte, was not tat, und hatte den Mut, das als richtig Erkannte auf eigne Verantwortung hin auszuführen. Dieser Blick und dieser Mut gehören schon zu den selteneren Gaben.

Was ihm andererseits fehlte, das erkennen wir am besten, wenn wir sein militärisches Auftreten mit dem seines Nebenbuhlers Schönning vergleichen. Schönning, wiewohl es ihm versagt blieb, in wirklich großen Verhältnissen zu wirken, geht dennoch, sooft er auftritt, jedesmal über das Alltägliche hinaus. Nicht zufrieden damit, den

Moment zu begreifen, begreift er die Situation überhaupt. Es genügt ihm nicht, ein Nächstliegendes zu tun oder zu berechnen, sondern die Rücksicht auf das Ganze bestimmt seine Haltung. Am lehrreichsten nach dieser Seite hin ist sein Auftreten vor Ofen. Kaum auf den Höhen erschienen, kaum begrüßt von dem großen Christenheere, das in weitem Halbkreise die Festung umlagerte, rückte Schöning klingenden Spieles vor, und jede Deckung oder Vorsichtsmaßregel verschmähend, brach er sich auf einen Schlag in Linie mit der Belagerungsarmee. Der ungedeckte Vormarsch kostete Opfer, und das ganze Manöver, glänzend, wie es war, fand nichtsdestoweniger lebhaften Tadel. Sogar bei den Brandenburgern selbst, von denen es als Rodomontade bezeichnet wurde. Dennoch hatte Schöning recht. Immer das Ganze ins Auge fassend, sagte er sich, daß er der allgemeinen Sache, mindestens aber der Sache seines Kurfürsten, durch etwas Eklatantes am besten diene. Und seine Berechnung traf im vollsten Maße zu. Den Türken sowohl wie den Verbündeten hatte dieser Aufmarsch imponiert, und lange bevor Buda über war, hatten die Brandenburger bei Freund und Feind einen moralischen Sieg errungen. Das war Schöningisch! Solcher Berechnungen und Einfälle wäre Barfus unfähig gewesen. Er gehörte zu den Schachspielern, die in jedem Moment einen guten Zug, vielleicht den besten zu tun verstehen, aber der Gabe weitsichtiger Vorausberechnung ebensosehr wie jeder genialischen Kombination entbehren.

Tapfer, wie Hans Albrecht war, besaß er auch in hohem Maße jenen liebenswürdigen, am häufigsten bei bewährten alten Soldaten vorkommenden Zug, schwache Momente nachsichtig zu beurteilen. Nur die Leute hinterm warmen Ofen dringen auf beständiges Heldentum. Einstmals beklagte sich der Graf Christoph Dohna über die Feigheit eines Offiziers, der ihn während des Gefechts kläglich im Stich gelassen habe. Barfus trat an Dohna heran und sagte: „Hören Sie, Graf, man muß Mitleid mit seinem Nächsten haben und ihm nicht alles Able antun, was man ihm mit Gerechtigkeit antuen könnte. Es gibt schlechte Viertelstunden im Leben. Vielleicht wird dieser Offizier ein andermal sich besser zeigen. Ich werde mit ihm allein reden.“ Barfus tat es, und wenige Tage später fiel der Offizier an der Spitze einer Angriffskolonne.

Ein sehr hervorstechender Zug seines Charakters war das Anti-

französische. Seine vielbesprochene „Prückensteuer“ war nicht bloß eine Finanzmaßregel, sie war auch gegen das „fremde Unwesen“ überhaupt gerichtet. Der Umstand, daß er des Französischen nicht mächtig war, mocht' ihn in seiner Abneigung gegen die „Welschen“ bestärken. Es kamen in der That verdrießliche Szenen vor. Seine Gegner bei Hofe gefielen sich darin, in seiner Gegenwart Französisch zu sprechen oder wohl gar bei seinem Erscheinen die bis dahin deutsch geführte Konversation mit einer französischen zu vertauschen. Den begreiflichen Arger darüber ließ er hinterher die Sprache selbst entgelten.

Von Habsucht besaß er, wie fast alle Personen, die den Hof König Friedrichs I. bildeten, ein reichlich zugemessen Teil; doch scheint er sich, trotz alles Hanges nach Besitz, der Korruption jener Zeit entzogen und seine gut deutsche Natur in Unbestechlichkeit gezeigt zu haben. Er genoß auch dieses Rufes. Im Jahre 1699 beschwerte sich der holländische Großpensionär Heinsius über eine ganze Reihe unbegreiflicher Handelsmaßregeln, die alle vom Feldmarschall Barfus (der damals alles war, auch Finanzminister) ausgegangen seien, und ließ den Verdacht durchblicken, daß Barfus im Solde Frankreichs stehe. Der Großpensionär erhielt indessen von kompetenter Seite den Bescheid, daß General Barfus überhaupt unbestechlich „jedemfalls aber zu antifranzösisch sei, um sich jemals durch Frankreich bestechen zu lassen“.

Und sowenig bestechlich er war, so wenig intrigant war er. Er diente nur den Intrigen anderer, war vielleicht die Hauptkarte, ohne welche das Intrigenspiel nie und nimmer gewonnen werden konnte, aber wie hoch immer der Wert seiner Karte veranschlagt werden mochte: er war nicht der Spieler selbst. Klügere benutzten ihn und gönnten ihm die goldenen Früchte, die ihm für seine Mitwirkung in den Schosß fielen.

Er war nicht intrigant, aber wir würden irregehen, wenn wir ihm aus dem Fehlen dieser Eigenschaft irgendein besonderes Verdienst machen oder ihn gar mit der hohen Tugend der Selbstsuchtslosigkeit ausstatten wollten. Er gehörte jener Klasse von Charakteren an, denen man in Norddeutschland und besonders in den Marken häufig begegnet: Personen, die zu wirklicher oder scheinbarer Offenheit eine große Verschlagenheit gesellen und soldatische Derbheit, ja rücksichtsloseste Schroffheit mit einem scharfen Erkennen des

eigenen Vorteils glücklich vereinen. Er war voll jener scharfen Lebensflugheit, die den Habsüchtigen eigen zu sein pflegt, und besaß in hohem Maße die Kunst (ganz wie bei Glanzen), einen glücklich gegebenen Moment zu benutzen. Aber er besaß nicht die Kunst, einen solchen Moment durch eine klug geschürzte Verwicklung herbeizuführen. Und das ist es, was den Unterschied zwischen praktischer Lebensflugheit und Intrige bedingt. Der „Praktiker“ nußt die Situation, der Intrigant macht sie. Jener wird meist realere, dieser meist idealere Zwecke verfolgen. Der Intrigant wird in der Regel gefährlicher, der „Praktiker“ in der Regel selbstfüchtiger sein.

Die Hofgeschichte jener Tage bietet zwei Beispiele, die diesen Unterschied recht klar ins Auge stellen. Als der Streit zwischen Schönning und Barfus auf seiner Höhe stand, und Schönning's Hochmut und Rechthaberei den „richtigen Moment“ für Barfus vorbereitet hatte, verstand es dieser, ebendiesen richtigen Moment zu benutzen. Und zwar einfach dadurch, daß er der in seinen Beschwerdeschriften immer anmaßlicher werdenden Sprache Schönning's einen Ton der Devotion gegenüberstellte. Dieser Ton der Devotion gegen den Kurfürsten und seine Regierung hatte nichts von einer Intrige an sich, war vielmehr nur das einfache Resultat des Schlusses: „Wo Anmaßung verlegt hat, wird Devotion doppelt willkommen sein.“ Und der Erfolg bewies, daß dieser Schluß ein richtiger gewesen war.

So weit reichten die Gaben unseres Barfus. Als es sich aber sechs Jahre später darum handelte, den allmächtigen Eberhard Dankelmann, den Günstling des Kurfürsten, aus der Gunst seines Herrn zu entfernen, war es nicht genug, eine sich bietende Situation zu benutzen, sondern es kam vielmehr darauf an, mittelst einer Reihenfolge kleiner ineinander greifender Szenen erst eine Situation zu schaffen. Dazu war Graf Christoph Dohna der Mann. Er begann folgendes Meisterpiel. Er wußte sich eine Medaille zu verschaffen, die Dankelmann kurz vorher zu Ruhm und Verherrlichung seiner Familie hatte schlagen lassen. Gewölk hing über Berlin; durch das Gewölk hindurch aber leuchtete das Siebengestirn Eberhard Dankelmanns und seiner sechs Brüder. Inschrift: „Intaminatis fulget honoribus*.“ Christoph Dohna, der die Vorliebe des Kurfürsten für Münzen und Medaillen kannte, wußt' es derartig einzurichten, daß sich im Vorzimmer ein Streit um ebendiese Medaille entspann.

* Es leuchtet in unbefleckten Ehren.

Als der Kurfürst heraustrat, um nach der Ursache des Lärms zu forschen, erzählte ihm Dohna, in erkünstelter Verlegenheit, daß es sich um eine Medaille handle. „Ich wünsche, sie zu sehen.“ — „Eure Kurfürstliche Durchlaucht werden die Medaille kennen.“ Und damit überreichte sie Dohna. Der Kurfürst betrachtete die sieben Sterne, biß sich, eifersüchtig, wie er war, auf die Lippen und reichte sie sichtlich verstimmt zurück. An dieser Szene ging Dandekmann zugrunde. Ist es wahr, daß dieser letztere von der Medaille nichts wußte, dieselbe vielmehr hinter seinem Rücken auf Anstiften seiner Gegner geprägt wurde, so haben wir es hier mit einer ziemlich unwählerisch eingefädelten, aber von Anfang bis Ende klug durchgeführten Intrige zu tun, die zwar, wie schon erzählt, in ihrem glücklichen Ausgang alle Ehren auf unsern Feldmarschall ausschüttete, aber von dem Glückskinde selbst weder jemals geplant noch durchgespielt hätte werden können.

Wenn wir zum Schlusse Hans Albrecht von Barfus mit den hervorragenderen jener brandenburgisch-preussischen Kriegersleute vergleichen, die seitdem gefolgt sind, so zeigt er mit keinem eine größere Verwandtschaft als mit dem „alten Yorck“. Dieselbe Tapferkeit, dieselbe soldatische Schroffheit, dieselbe Strenge im Dienst und gegen sich selbst. Haß gegen französische Sitte, Gleichgültigkeit gegen die Frauen und Verachtung gegen Ausschweifung gefellen sich als weitere übereinstimmende Züge hinzu. Ebenso sind ihre Feldherrngaben nahe verwandt: kalte Ruhe, klares Erkennen der Fehler bei Freund und Feind, glückliche Benutzung des Moments. Was sie aber vor allem miteinander gemein haben, das ist die hohe Meinung von sich selbst und infolge dieser eigenen, wie immer auch berechtigten Wertschätzung eine krankhafte Reizbarkeit gegen alles das, was neben oder wohl gar über ihnen stand. Yorck, in seinem Verhältnis zu Bülow und später zu Gneisenau, erinnert mehr als einmal an „Schöning und Barfus“.

Wenn wir Yorck nichtsdestoweniger in einem helleren Lichte sehn, so hat das seinen Grund zu nicht unwesentlichem Teile darin, daß wir die „Konvention von Tauroggen“ dankbarer in Erinnerung tragen als den Tag von Slankamen. Soll aber auch auf die sittliche Superiorität Yorcks hingewiesen werden, so dürfen wir, ohne dieselbe bestreiten zu wollen, doch der Tatsache nicht vergessen, daß es 1813 leichter war als hundert Jahre früher, „selbstsuchtslos im

Dienst einer Idee zu stehen". Die Charaktere waren weniger verschieden, als die Zeiten es waren.

Mit Hans Albrecht von Barfus starb der letzte jener fünf brandenburgischen Feldherrn, die noch die jungen Tage des Großen Kurfürsten gesehen und die ersten Siege Brandenburgs unter seinen Fahnen erfochten hatten: Sparr, Derfflinger, Goerzke, Schöning, Barfus. Die Derfflinger sind ausgestorben. Glieder der vier andern Familien leben noch, aber von dem alten Besitz ist wenig oder nichts mehr in ihren Händen. Auf den alten Barfusgütern ist der Name des Geschlechts so gut wie vergessen, und nur „Schloß Cossenblatt an der Spree“ erzählt noch von seinem Erbauer, dem Feldmarschall.

Diesem Schloß in der Ode wenden wir uns im folgenden Kapitel zu.

Schloß Cossenblatt

Aber führt der Weg den Wandrer
An den Ort, den ich besinge,
Kann er nicht dem Vagen wehren,
Daß es ihm das Herz durchbringe.
Lenau

Der Weg nach Cossenblatt führt über Fürstenwalde, dessen freundlich erleuchtete Passagierstube wir bei Dunkelwerden erreichten.

Passagierstuben sind ein selten trügender Barometer für das Leben ihrer Stadt, und es hat eine Bedeutung, ob „Schwerins Tod“ oder ein altes Postreglement über dem Sofa hängt. Die Fürstenwalder Passagierstube zeigte noch auf „schön Wetter“, und das Anheimelnde, was ihr überhaupt eigen war, wuchs im Hinblick auf eine Gruppe von älteren Männern, die, ein Glas Bier vor sich, am Sofatische Platz genommen hatten.

Es waren ihrer drei, zwei Bürger und der Wirt. Der letztere bestritt, wie billig, die Kosten der Unterhaltung und bemerkte mit freundlicher Würde: „Sie glauben nicht, was alles vorkommt, meine Herren. Bahnhof ist Bahnhof, und Post ist Post, aber die Menschen tuen immer, als ob Bahnhof und Post all ein und dasselbe wäre. Schreibt mir vorgestern ein Mann aus Dresden, er habe seinen Aberzieher hier liegenlassen, über einer Stuhllehne“ schreibt er. Ich lache und sage zu Spilleke, der jetzt die Post fährt: „Spilleke“, sag’ ich, „wenn Sie ’rauskommen, fragen Sie doch aufm Bahnhof!“ Er fragt auch, und am Abend ist der Aberzieher hier. Wo war er gewesen? Über einer Stuhllehne, alles ganz richtig meine Herrn, aber aufm Bahnhof. Und so geht es immer.“

Die beiden Zuhörer antworteten durch ein Gemurmel, das halb ihre Abereinstimmung mit dem Sprecher, halb ihre Mißbilligung des Dresdners ausdrücken sollte. Ich aber, um auch meine theils jede Gemeinschaft mit dem letzteren abzulehnen, fuhr mit einer Art Ostentation in den neben mir liegenden Aberzieher, empfahl mich sehr artig und stieg in den bereits draußen stehenden Postwagen, der mich noch drei Meilen weiter in das Land Beeskow-Storkow hinein führen sollte.

Gegen Mitternacht war ich in dem Städtchen Beeskow und schlief hier in einem alten Hause, dessen Hinterwand von einem Stück Stadtmauer gebildet wurde. Zugleich erfuhr ich en passant*, daß dies Haus ein Ursulinerinnenkloster gewesen sei und dann und wann von nicht Ruhe habenden Abtissinnen und Nonnen besucht werde. Auch der übliche „unterirdische Gang“ wurde mir nicht erlassen. Ich war aber zu müde, um dadurch besonders gestört zu werden, und schlief, bis die Sonne ins Zimmer schien. Eine Stunde später schlenderte ich durch die Stadt.

Beeskow hat zwei Sehenswürdigkeiten: das Amt und die Kirche.

Das Amt, auf einer Spreeinsel unmittelbar vor der Stadt gelegen, war in alter Zeit ein Schloß, dann ein „bischöfliches Haus“, das die Bischöfe von Lebus zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts erwarben und gelegentlich auch bewohnten. Viele der noch jetzt vorhandenen alten Mauern reichen bis in das fünfzehnte Jahrhundert zurück, wo das alte Schloß ausbrannte. Dies erwies sich 1828, als wegen Baufälligkeit das dritte Stockwerk abgetragen wurde. An vielen Stellen fand man doppeltes Mauerwerk. Das innere zeigte die Bischofsmütze, während das dahinter gelegene ältere Mauerwerk mit Moos und Asche bedeckt war. Es waren Überreste des alten Schlosses. In den untern Stockwerken steckt noch einzelnes davon.

Die Liebfrauenkirche, der wir uns jetzt zuwenden, existierte schon drei Jahrhunderte lang, als die Lebuser Bischöfe von Lebus und Fürstenwalde herüberkamen, und hat dann die geistlichen Herrn um ebenso lange Zeit überlebt. Es ist eine der schönsten Kirchen in der Mark, und der Esau, der sich bis in die Spitzbogen emporrannt, scheint zu wissen, was er an ihr hat. Der massive Turm geht in seinem zweiten Stockwerk sehr gefällig aus dem Viereck ins Achteck über und eine pyramidenförmige Spitze schließt den ganzen Bau gefällig ab.

Eine zweiundachtzigjährige Küstersfrau führte mich, und Großes und Kleines, Andacht und Stadtklatsch flossen gleichen Tones über ihre Lippen. Sie zeigte mir den Gekreuzigten und den einen Schächer, die beide „wegen Unschönheit“ in einen Seitenraum geschafft worden waren, und erklärte mir die Grabsteine vorm Altar. Der eine war hellbraun und sehr abgetreten. „Das ist unser Pfefferkuchen-

* beiläufig.

mann“ sagte sie ruhig, und wirklich, das alte Rathherrnbild konnte nicht treffender bezeichnet werden. Danach stiegen wir in einen Keller, drin dieselbe Küstersfrau während der Franzosenzeit ein tiefes Loch gegraben und die Kirchengüter versteckt hatte. „Wir fanden beim Graben nichts als Knochen und Schädel.“ Sie sagte nicht „Knochen und Schädel von heimlich Verscharren“, aber sie dacht' es. Es gehört das mit zur Volkspoesie.

Dann kletterten wir wieder aufwärts, eine hohe schmale Treppe hinauf, und befanden uns auf einer Empore, die man zu einer Art Kunstkammer umgeschaffen hatte. Allerhand Raritäten waren hier ausgestellt. Aber es war doch schon der Ubergang von der Kunstkammer zur Rumpelkammer. Unter andern entdeckt' ich ein Lutherporträt, dessen kurze Geschichte mich freilich mehr interessierte als das Bild selbst. Reisende Schauspieler, deren „erster Liebhaber“ es gemalt hatte, hatten es auf Groschenlose ausgespielt, und der Gewinner war es durch „Schenkung“ an die Kirche wieder losgeworden. Daneben hingen die lebensgroßen Bildnisse dreier Brüder, die vor längerer oder kürzerer Zeit in Stadt und Kirche gegläntzt hatten. Das Rathherrnbild trug folgende Inschrift:

Der Bürger Dankbarkeit und der Zuhörer Pflicht
 Hat uns drei Treueren dies Denkbild aufgericht'.
 Dort jenes graue Paar stirbt in der Kirche Würde,
 Mich macht das Rathhaus alt und schwerer Zeiten Bürde.
 Was jene bei der Kirch' den Seelen gut's gebracht,
 Das nahm ich bei der Stadt, nach Menschentreu, in acht.
 Urteilt uns nach dem Amt in dem geführten Leben,
 So wird ein gutes Lob man uns im Tode geben.

Von Beeskow nach Cossenblatt sind noch anderthalb Meilen. Ein leichter Wagen nahm mich auf, und in brennender Sonnenhitze macht' ich den Weg. Die Landschaft war geradezu trostlos, und jedes kommende Dorf erschien noch ärmer als das vorausgegangene. Mahlender Sand und Kiefernheide, dazwischen Brach- und Fruchtfelder, die letzteren so kümmerlich, daß ich meinte, die Halme zählen zu können.

Aber der reizlose Weg wurde mir durch eine Begegnung wert.

Etwa eine halbe Meile vor Cossenblatt bemerkt' ich einen Knaben, der auf einem Feldstein am Wege saß und augenscheinlich sehr ermüdet war. Er mochte zwölf Jahr alt sein. Ich ließ halten, und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen ihm und mir:

„Willst du mit?“

„Wo wüllen Se denn hen?“

„Nach Cossenblatt.“

„Da will ick ooch hen.“

Und nun stieg er auf und setzte sich auf den Rand des Wagens. Mich beschäftigte der kleine Vorfall, weil er mir so recht wieder jene mißtrauensvolle Vorsicht zeigte, die den märkischen Stamm zum Guten und Schlechten hin so sehr charakterisiert. Er beantwortete meine Frage durch eine Gegenfrage, und erst als ich diese meinerseits zu seiner Zufriedenheit erledigt hatte, nahm er an, was ihm freundlich geboten war.

In Cossenblatt angekommen, ließ ich an einer Stelle halten, wo die Sehenswürdigkeiten des Dorfes: das Herrenhaus (jetzt Amtshaus), das Barfusschloß und die Kirche dicht beisammen liegen.

Cossenblatt war immer ein reicher und ausgedehnter Besitz. In sumpfiger Niederung gelegen (Cossinbloth heißt „Krummensumpf“) unterschied es sich in alter Zeit schon vorteilhaft von den Sanddüffern der Höhe, aber erst von 1581 ab hat es eine Geschichte. Diese teilte sich seitdem in drei Epochen: in eine Dppensche, eine Barfussche und eine königliche Zeit.

Aber die Dppensche Zeit gehen wir schnell hinweg. 1581 kam der brandenburgische Oberkammerherr, Georg von Dppen, in Besitz von Cossenblatt, bei dessen Familie es durch drei Generationen hin blieb. Bis 1699. Vom „Schloß“ existierte damals noch keine Spur, vielmehr bewohnten die Dppen das „alte Herrenhaus“, dessen Kellergewölbe bis diesen Augenblick vorhanden sind und eine Art Sehenswürdigkeit des im übrigen völlig modernen Amtshauses bilden. Die hohen rundbogigen Kellergewölbe sind aus mittelgroßen unbehauenen Feldsteinen aufgeführt, und Sachverständige pflegen hervorzuheben, daß die Baumeister damals einen andern, rascher fest werdenden Mörtel benutzten oder die Gewölbe jahrelang gestützt haben müssen. All dies geht bis in die Dppensche Zeit zurück, vielleicht noch weiter. Wir lassen aber diese Rundbogenfundamente samt einer Anzahl alter ebenfalls der Vorgeschichte Cossenblatts angehöriger

Bilder und wenden uns nunmehr seiner eigentlichen historischen Zeit zu, die mit Feldmarschall von Barfus beginnt.

Im Jahr 1699 kaufte Hans Albrecht von Barfus, wie bereits in dem Kapitel „Predikow“ erzählt, die Herrschaft Cossenblatt und zahlte dafür die für die damalige Zeit ziemlich beträchtliche Summe von 32 000 Talern und hundert Dukaten Schlüsselgeld. Das Oppensche Herrenhaus, das er vorfand, genügte ihm nicht, und er ging das Jahr darauf (1700) an die Aufführung eines Schlosses. Er starb aber drüber hin und hat die Räume desselben nie bewohnt.

Erst seine Witwe, Eleonore, geborene Gräfin von Dönhoff, führte den Schloßbau glücklich hinaus. Sie war eine stolze Frau, und es geht die Sage, daß sie bemüht gewesen sei, ihrem einzigen überlebenden Sohne sein Erbe nach Möglichkeit zu schädigen und zu schmälern. Sie ließ zu diesem Behuf einen holländischen Baumeister kommen, befahl ihm, unterhalb der Keller des Schlosses einen zweiten Keller zu graben und zu wölben, und tat dann alles hinein, was sie an Gold und Kostbarkeiten besaß. Danach gab sie Befehl, die Gruft in ihrer Gegenwart zu schließen, und nahm dem Baumeister einen Eid ab, die Stelle niemandem zu verraten. Voll Zweifel aber, ob er den Eid auch halten werde, zog sie das Sichere vor und ließ ihn auf der Rückreise nach Holland aus dem Wege räumen. Der „Schatz“, so heißt es weiter, war nun glücklich beiseitegebracht; indessen die Bilder und Möbel waren noch da, die ganze Einrichtung eines reichen Schlosses. Auch das mußte fort. Als sie fühlte, daß es mit ihr zum letzten gehe, befahl sie, den gesamten Hausrat auf den Schloßhof zu tragen, und vergoldete Stühle und Tische, Spiegel und Konsolen, Divans und Kommoden wurden nun zu einer Pyramide aufgetürmt. In einem Rollstuhle ließ sie sich dann an die Tür des Gartensaales fahren, gab Order, zwei Fackeln anzulegen, und starrte lang und befriedigt in die hoch aufschlagende Flamme. Sie fühlte das Feuer mehr, als daß sie es sah; denn die helle Mittagssonne stand über dem Schauspiel. Als alles niedergebrannt war, saß sie tot in ihrem Rollstuhl.

Das war 1728, und ihr einziger Sohn übernahm Cossenblatt. Aber nur acht Jahre blieb es in seinen Händen. 1736 erstand es König Friedrich Wilhelm I. und schlug es zu seiner Herrschaft Königswusterhausen. Über die Umstände, die diese Veräußerung begleiteten, sprech' ich weiterhin.

Drei Generationen waren seit jenem Tage vergangen, da, während der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts, trat wieder ein Barfus in das alte Barfusschloß ein. Aber freilich nur als Gast. War es romantischer Herzenszug oder Pietät gegen die Stätte, wo sein Ahnherr gelebt und einen Denkstein seines Ruhms und seines Reichthums hinterlassen hatte, gleichviel, ein Enkel des Feldmarschalls hatte das Ansuchen an König Friedrich Wilhelm IV. gestellt, einen Sommer lang in Schloß Cossenblatt residieren zu dürfen, und diesem Ansuchen war nachgegeben worden.

Ein Wagen hielt vor der Steintreppe, die rostigen Angeln gaben halb widerwillig nach, und der nachgeborene Barfus, selber ein General, stand als Fremdling in dem wüsten und weitschichtigen Schloß seiner Ahnen. Niemand war mit ihm als seine Frau und deren Dienerin. Er bezog ein paar Eckzimmer, und das Nötigste an Hausrat wurde herbeigeschafft. Aber es war nicht möglich, den öden Ort in einen wohnlichen zu verwandeln. Der Regen fuhr durch die morsch gewordenen Fenster, und selbst das heitere Sonnenlicht war eine Pein, denn ungemildert fiel es durch die großen Fenster und sprang heiß und blendend von den kahlen weißen Wänden zurück. Zu dem Bedrückenden der Ode gesellte sich der Mangel an allem, was das Leben an Unterhalt erfordert. Die Stadt war weit, und das Dorf war arm. Die Frauen litten schwer. Nur das romantische Herz des Generals trug alles, was ihm Schloß Cossenblatt an Entbehrungen auferlegte, mit Freudigkeit. Ja, es hob ihn mehr, als daß es ihn niederdrückte. Er war nicht nach Schloß Cossenblatt gekommen, um zu bankettieren; es lag ihm nicht an lustiger Gesellschaft und an lautem Gespräch über den Tisch hin; es lag ihm an stiller Zwiesprach mit denen, die nicht mehr waren. Ihm waren diese weiten Räume nicht öde, und wenn er nachts oder am hellen Mittage sie durchschritt, vernahm er ein Flüstern und stand still, ob er's erlauschen könne. Vergeblich hingen die Blicke seiner Frau an ihm und baten um Rückkehr zu den Menschen.

Endlich kam Hilfe.

Es war Hochsommer, und die Hitze des Tags hatte den General in die Wald- und Wiesengründe geführt, die den Cossenblatter See nach Süden hin umziehen. Es wurde drückend schwül, und um die vierte Stunde brach das Unwetter los. Als die Donner heraufzogen, war es, als rollten schwere Wagen durch alle Säle und

Korridore. Einzelne Windstöße fuhren gegen das Schloß, und die entsetzten Frauen hörten jetzt, wie nah und fern und oben und unten ein gespenstisches Klappen von Fenstern und Türen begann. An hundert Stellen zugleich wollte der Böse herein. Das Blitzen wurd' immer heftiger, und Herrin und Dienerin flohen aus ihren Zimmern in den langen schmalen Korridor hinaus, der auf den Schloßhof niederblickt. Der Flügel gegenüber stand wie in Nacht. Aber plötzlich war es, als fiel' ein Feuer vom Himmel, und der Schloßhof stand wie in Flammen, und die Dienerin schrie laut auf: „Dort sitzt sie!“ . . . Es war ihr, als habe sie die alte Reichsgräfin gesehen, im Rollstuhl, unter der Balkontür und in die Flammen des Hofes starrend.

Dieser Nachmittag entschied.

Die Gäste verließen Schloß Cossenblatt, und alles war wieder wie zuvor. Spinnen und Ameisen begannen ihre stille Wirtschaft, und niemand anders sprach ein als der Wind im Kamin.

Aber aus der Geschichte unserer Tage haben wir noch einmal um anderthalb Jahrhunderte zurückzugehen in die Tage des letzten Grafen Barfus und in aller Kürze jener dritten Epoche Schloß Cossenblatts zu gedenken: der Zeit Friedrich Wilhelms I.

Im Jahre 1735 kam König Friedrich Wilhelm I. auf einer Jagd von Königswusterhausen aus in die Cossenblatter Gegend, sah das schöne Schloß und forderte den Besitzer auf, ihm seine Besizung zu verkaufen. Als dieser Antrag abgelehnt wurde, wurden nichtsdestoweniger alle Mittel in Bewegung gesetzt, sich des ganzen Güterkomplexes zu versichern. Es fand sich auch bald ein Weg, da er sich durchaus finden sollte. Der Verlauf war folgender. Graf Barfus hatte dem Unterhändler des Königs gegenüber von 180 000 Talern gesprochen, nur um loszukommen, in der festen Voraussetzung, daß diese hohe Summe nie bewilligt werden würde, worin er auch recht behielt. Vielmehr begnügte sich der König damit, den Grafen wissen zu lassen, daß der Preis seiner Güter, nachdem er überhaupt einmal auf den Verkauf derselben eingegangen sei, nicht länger einseitig durch ihn selbst bestimmt werden könne. Es geböte sich jetzt eine Taxierung. Hiernach kam denn auch im Januar 1736 ein Kauf zustande, ohne daß die belehnten Agnaten befragt worden wä-

ren. Der König bewilligte 125 000 Taler, schlug Cossenblatt zur Herrschaft Königswusterhausen und überwies es gleich nach der Übergabe seinem zweiten Sohne, dem Prinzen August Wilhelm. Ob dieser je dort residirt hat, ist zweifelhaft. Der Prinz bevorzugte das in Nähe seiner Garnison Spandau gelegene Schloß Dranienburg und begnügte sich damit, seinen Namenszug A. W. an dem großen Frontbalkon des ehemaligen Barfusenschlosses anbringen zu lassen.

Prinz August Wilhelm verschmähte Cossenblatt, aber der König selbst scheint während seiner letzten Lebensjahre viele Wochen und Monate daselbst zugebracht zu haben. Wenn der Ausdruck gestattet ist: er saß hier seine Gicht ab, und Cossenblatt wurde der Hauptschauplatz jener Kunstübungen, deren Resultate die bekannte Inschrift tragen: *in tormentis pinxit**¹.

Nach diesen historischen Vorbemerkungen schicken wir uns zu einem Besuche des Schlosses selber an.

Es wirkt im Näherkommen nicht ungünstig, und erst die Rückseite des Baues zeigt uns seine Schwächen: zu lange Flügel und einen zu schmalen Schloßhof. Ebendiese Rückseite hat auch den Blick auf

* Er malte unter Qualen.

¹ Außer um die „Kunst“, der er hier oblag, kümmerte sich König Friedrich Wilhelm I., wenn er in Cossenblatt war, vor allem auch um die Kirche. Summa um die Predigt. Er war nicht leicht zufriedenzustellen. Ich finde darüber folgendes: „Am 13. Sonntage nach Trinitatis im Jahre 1736 hat der König in der Kirche zu Cossenblatt eine Predigt von dem damaligen Prediger in Wulfersdorf (stellvertretend für den hiesigen, welcher krank gewesen ist) gehört, die seine höchste Unzufriedenheit erregt hat. Und da er nicht lange vorher mit einer in Rheinsberg gehörten Predigt ebenfalls unzufrieden gewesen, so haben diese beiden Prediger nach Berlin kommen und über vorgeschriebene Texte predigen müssen. Auch hat der König einen Kabinettsbefehl erlassen, in Folge dessen sämtliche Prediger aus der Altmark, Prignitz, Mittel-, Ucker- und Neumark durch das Konsistorium nach Berlin berufen worden sind, „um ein Monitorium (Ber-mahnung) und Instructorium (Unterweisung) zu vernehmen.“ Am 23. Sonntage nach Trinitatis (9. Nov.) 1738 ist der König wiederum mit einer Predigt des damaligen hiesigen Predigers unzufrieden gewesen und hat auf einen ihm gemachten Vorschlag den Prediger aus Teupitz kommen lassen. Aber auch dieser hat ihn nicht zufriedenzustellen können.“

die Spree und eine kümmerliche dahinter gelegene Baumanlage, die den Namen „Lustgarten“ führt. In diesem wurde der König in seinem Rollstuhl auf und ab gefahren, und die zugeschrägte Doppelrampe, die sich bis diesen Tag in Hufeisenform an die Schloßflügel legt, zeigt am deutlichsten, mit welcher Sorglichkeit all und jedes eingerichtet war, um die schlechte Laune des von Sicht und Wasser sucht geplagten Königs nicht noch schlechter zu machen.

Wir haben jetzt das Schloß umschritten und treten ein. Der Eindruck, den es in seinem Innern macht, ist der des Stattlichen, aber zugleich der höchsten Trübseligkeit. Es ist ein imposantes Nichts, eine würdevolle Leere, — die Dimensionen eines Schlosses und die Nüchternheit einer Kaserne. Aber erst in den Zimmern der Beletage erreicht die Trübseligkeit ihren höchsten Grad. Hechtgrau gestrichene Türen tragen allerhand Inschriften in gelber Ölfarbe, und den Korridor des linken Flügels hinunterschreitend, lesen wir nach der Analogie von Kasernenstube Nr. 3 oder 4: „Ihro Hoheit Kronprinzessin“, „Ihre Hoheiten Prinzessin Ulrike und Amalie“, „Ihre Königlichen Hoheiten Prinz Heinrich und Ferdinand“, „Oberhofmeisterin“, „Fräuleins-Kammer“ usw. Dazwischen immer „Garderobezimmer“, aber, sooft wir öffnen, alles in dieselbe weiße Lünche getaucht.

Wir kehren nun aus dem ersten Stock in das Erdgeschoß zurück. Hier wohnte der König, und mancherlei erinnert noch an seine Neigungen und seine Tätigkeit. In dem großen Eckzimmer des linken Flügels sind die Wände bis zu beträchtlicher Höhe mit kleinen holländischen Kacheln bekleidet: glasierte Täfelchen mit blauen Figuren darauf. Dies war ersichtlich das Staats- und Empfangszimmer; denn über dem Kamine hängt ein Porträt Ludwigs XIV. in weit nachschleppendem Hermelin. Die Farben des Bildes sind halb abgefallen, aber auch der hastengebliebene Rest ist immer noch das einzige, was in dem ganzen weiten Schloß an Kunst erinnert und an Genius mahnt.

In demselben Staats- und Empfangszimmer befindet sich noch ein Duzend anderer Porträts: die in tormentis* gemalten Bilder des Königs selbst. Das Mildeste, was man von ihnen sagen kann,

* unter Qualen.

ist: sie verleugnen die Stunde ihres Ursprungs nicht. Freilich haben auch sie ihre Verehrer gefunden. Einige unbedingte Friedrich-Wilhelm-Bewunderer haben die ganze Frage auf das Gebiet der Energie gespielt und von diesem Standpunkt aus mit einem gewissen Rechte gesagt: „So malte ein Mann, der nicht malen konnte. Und so malte er unter Schmerzen und — jeden Tag ein Bild.“

Vor diesem Raisonement verneigt sich die Kritik.

Alle diese Bilder des Königs rühren aus den Jahren 1736, 1737 und 1738 her. Es sind sämtlich Porträts (Bruststücke), und zwar einundvierzig an der Zahl, von denen sich zweiunddreißig in den Zimmern, neun aber im Korridor befinden. Alle in Rahmen von gebeiztem Eichenholz. So häßlich die Bilder sind und so unfähig, ein künstlerisches Wohlgefallen zu wecken, so wecken sie doch immerhin ein gewisses künstlerisches Interesse. Der Hang zum Charakteristischen ist unverkennbar. In dem einen Zimmer hängen z. B. zwei seiner Judenköpfe nebeneinander. Man sieht deutlich, daß ihm der erste Kopf nicht jüdisch genug erschienen war, und daß er sich zum zweitenmal an die Arbeit machte, um den nationalen Typus entschiedener herauszuarbeiten. Einmal ist ihm sogar ein hübscher Kopf geglückt: die Frau seines ersten Kammerdieners. Hübsch cum grano salis*.

Außer den Bildern des Königs, die neuerdings, wenn ich nicht irre, nach Königswusterhausen hinübergeschafft worden sind, bewahrt Schloß Cossenblatt auch die Staffelei, worauf die Bilder gemalt wurden. Daneben einen Eichentisch und um den Tisch herum eine Anzahl schwerer Holzstühle nach Art unserer jetzigen Gartenstühle. Alles solid und primitiv.

Wir durchschritten endlich auch den Rest des Erdgeschosses und fanden seine Räume, wie wir die des ersten Stockes gefunden hatten: groß, öde, weiß. Dazu hohe Fenster und hohe Kamine. Sie hatten bloß ein charakteristisches Zeichen, und dieses Zeichen mehrte nur unser Grauen. In jedem Zimmer lag ein toter Vogel, in manchen zwei auch drei. In Sturmnächten hatten sie Schutz gesucht in den Rauchfängen, und immer tiefer nach unten steigend, waren sie zuletzt wie in eine Vogelfalle hineingeraten.

Und hier vergebens einen Ausweg suchend, hin und her flatternd in dem weiten Gefängnis, waren sie verhungert.

* mit einem Körnchen Salz, in verständiger Einschränkung.

Spät am Abend mahlte sich unser Fuhrwerk wieder durch den Sand zurück. Es war kühl geworden, und der Sternenhimmel gab auch dieser Ode einen poetischen Schimmer. Ich sah hinauf und freute mich des Glanzes. Aber in die heitern Bilder, die ich wachzurufen trachtete, drängte sich immer wieder das Bild von Schloß Cossenblatt hinein. Die weißen Wände starrten mich an, ich hörte das gespenstische Türenklappen, und in dem letzten Zimmer des linken Flügels flog ein Vögelchen hin und her und stieß mit dem Kopf an die Scheiben. Sein Zirpen klang wie Hilferuf.

Und inmitten dieses Hilferufes wechselte das Bild, und das Schloß stand in Flammen, und unsichtbare Hände trugen es ab und warfen es in das Feuer.

Steinhöfel

Es gab ihm das Geleite 'ne Ehrenkompagnie,
Die Dritendegen sprachen: „Mun General,
good-bye.“

Da sprach er: „Kameraden, grüßt Wellington
mir schön,

Wer weiß, in Jahr und Tage wir uns mal
wiedersehn.“

Scherenberg

Bei Fürstenwalde haben wir auf unsrem Rückwege die Spree nach Norden hin passiert und erreichen nach einstündiger Fahrt das von Massowsche Gut Steinhöfel.

Steinhöfel gehörte mehrere Jahrhunderte lang dem Güterkomplex an, den die in eine Tempelbergische¹ und eine Steinhöfelsche

*. Lebe wohl!

¹ Das eine Meile weiter nördlich gelegene Tempelberg, oder doch wenigstens die Tempelberger Kirche, weist mehr Erinnerungen an die Wulffensche Zeit auf als Steinhöfel. Außer einem Epitaphium zu Seiten des Altars befinden sich noch sechs Wulffensche Grabsteine in der Kirche, die fast den halben Raum des Mittelschiffes einnehmen. Einer derselben zeichnet sich durch eine ganz besondere Sinnigkeit aus. Luise Lukrezia von Wulffen aus dem Hause Steinhöfel war an einen von Wulffen in Tempelberg vermählt und starb 1720, wahrscheinlich im Kindbett. Am Oberende des Grabsteins bemerkt man zwei Bäume, die sich mit ihren Wipfeln einander zuneigen. Darunter steht: „Eine gleiche Neigung verbindet uns.“ Dann folgen Zeilen, in denen der Tod der jungen Frau gemeldet wird, bis zuletzt ein Baum mit der Inschrift: „Bei meinem Fruchtbarsein, Da stellet Last sich ein“, das Ganze nach unten hin abschließt. Ein siebenter Grabstein, der eine Zeitlang auch im Kirchenschiffe lag, steht jetzt an einem der Wandpfeiler. Es ist dies der Grabstein der Frau Anna Lukrezia von Goelnitz, einer gebornen von Goeke. Sie lebte verwitwet in dem ihr befreundeten Wulffenschen Hause und wurde, als sie in Tempelberg starb, in der Tempelberger Kirche beigesetzt. Sie hatte aber keine Ruhe unter den Wulffens und sehnte sich zu den Goeke zurück. Es begann zu spuken, und immer, wenn Margarete von Wulffen, die Freundin der Verstorbenen, in die Kirche trat, war es ihr, als ob eine Stimme rief: „Grete, mach auf!“ Das geschah denn auch endlich, und man schaffte den Sarg nach dem Familiengute der geborenen von Goeke hinüber. Da war es ruhig. Der Grabstein aber blieb in Tempelberg und ward in den Wandpfeiler eingemauert. — Eine ähnliche Geschichte — darin ähnlich, daß Verstorbene keine Ruhe haben, bis sie an rechter Stelle bestattet sind — wird aus einem der Teltowdörfer zwei Meilen südlich von Berlin berichtet. Es ist das die Geschichte vom „französischen Tambour“. Das be-

Linie geteilte Familie von Wulffen im Herzen des alten Landes Lebus besaß.

Die Wulffens beider Linien blühten hier mehrere Jahrhunderte lang, bis, wenn die Sage recht hat, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Wendepunkt eintrat. Wenigstens mit Rücksicht auf die Steinhöfler Wulffens.

Und zwar wird folgendes erzählt:

Der alte Wulffen (Balthasar Dietloff) der damals Steinhöfel, Kersdorf, Gölsdorf und Madlitz besaß, war ein passionierter Jäger. Er unterhielt große, eingefriedete Waldstrecken, in denen das Wild gehegt und gepflegt wurde. So weit alles gut. Im Dorfe befand sich aber auch ein alter Schäser, der ein ebenso leidenschaftlicher Sackpfeifer wie der alte Wulffen ein leidenschaftlicher Jäger war. Es scheint nun, daß der Sackpfeifer mit besonderer Vorliebe gerade dann seine Stücke blies, wenn der alte Wulffen auf die Jagd reiten wollte, so daß die Hirsche jedesmal wußten, was und wen sie zu gewärtigen hatten. Es war für die Hirsche wie Hundeblass und Büchschuß. Oft schon hatte der alte Jäger dem alten Schäser diese „Meldung in den Wald hinein“ verboten. Aber immer vergeblich. Als er ihn eines Tages wieder bei seinem Spiele betraf, schoß er ihn nieder. Damit war es indessen nicht abgetan; die Sache machte großes Aufsehn, und König Friedrich Wilhelm I. verurteilte

treffende Dorf gehörte damals (1813) der alten Familie v. H. Vater und Sohn (der älteste) standen im Felde, die Mutter und die jüngeren Geschwister aber lebten seit dem Tage von Großbeeren in der nahen Hauptstadt. So war das Herrenhaus verwaisst. Als auch die Schlacht bei Dennewitz geschlagen war, nahm der älteste Sohn Urlaub und kam herüber, um auf dem väterlichen Gute, das viel Einquartierung gehabt hatte, nach dem Rechten zu sehn. Er traf spät abends ein. Bei seiner Ankunft baten ihn die Leute, nicht im Schloß sondern im Wirtschaftshause zu schlafen, „im Schlosse spuke es seit vierzehn Tagen“. Herr v. H. nahm natürlich keine Notiz davon und bezog wie immer seine Siebelstube im Herrenhaus. Um Mitternacht ward er durch Trommelwirbel geweckt, und als er aufsprang, hörte er deutlich, daß durch das ganze öde Schloß hin treppauf, treppab die französische Reveille geschlagen wurde. In der nächsten Nacht wiederholte es sich. Herr v. H. stellte nun Nachforschungen an, und man entdeckte zuletzt in einem der Keller des Hauses, die Trommel neben sich, einen französischen Tambour, der tot unter Berg und Hobelspanen lag. Er hatte eine tiefe Kopfwunde. Wie er dort hinkam, wußte niemand zu sagen. Er erhielt nun ein ehelich Begräbniß, und das Trommeln wurde nicht länger gehört.

den alten Wulffen zum Verlust seiner Güter. Nur Steinhöfel ward ihm belassen.

So weit die Tradition. Daß etwas Tatsächliches zugrunde liegt, ist nicht unmöglich; andrerseits ist es unzweifelhaft, daß sich die Sache wesentlich anders verhalten haben muß. Einzelne der oben genannten Güter befanden sich nämlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch in Wulffenschen Händen, und das Epitaphium, das dem Balthasar Dietloff in der Steinhöfeler Kirche errichtet wurde, führt ihn uneingeschränkt als Erbherrn auf Steinhöfel, Kerstorf, Gölsdorf usw. auf.

Dies Epitaphium, an das alle Wulffenschen Erinnerungen anknüpfen, ist ein großes und sehr in die Augen fallendes Denkmal. Degen, Klinge, Streitart, Lanze, Sponton, Lochaber-Art, Morgenstern, Keule, Streitkolben, Pauke, Trommel usw. bilden eine Art Trophäe, die wie die Strahlen einer Kriegsglorie das leidlich gemalte Porträtbild des alten Wulffen umzirten. Die mit den Worten: „Oh, Tugend hat ihr eigen Licht“, anhebende Inschrift schließt verbindlich genug mit den Reimzeilen ab:

Hier ruhet nun der Leib, die Seel' in Gottes Hand.
„Oh, daß er lebte noch“, spricht, wer ihn hat gekannt,

ein Wunsch, in den wenigstens die Familie des Dudelsackpfeifers, wenn sie jemals existierte, schwerlich eingestimmt haben wird.

Steinhöfel blieb Wulffenscher Besitz bis 1774. Dann, nach einem kurzen Graf Blumenthalschen Interregnum, ging es durch Kauf an den Obermarschall von Massow, den jüngsten und einzig überlebenden Sohn des Staatsministers von Massow, über. Die vier älteren Brüder des Obermarschalls waren sämtlich in den Schlachten des Siebenjährigen Krieges geblieben.

Der Obermarschall besaß Steinhöfel von 1790 bis 1817, und in diese Zeit — trotzdem es die Kriegsjahre waren — fallen zum guten Teil die Neuerungen und Anlagen, die das Gut auch in seiner Erscheinung zu einem so ansprechenden Besitze gemacht haben. Das Schloß freilich blieb zunächst noch dasselbe, der Park aber ward in allem Wesentlichen zu dem gemacht, was er jetzt ist. Er zählt zu den schönsten, die wir in der Provinz besitzen. Was ihm indessen über die Schönheit seiner Linien und Details hinaus ein besonderes Inter-

esse leiht, ist der Umstand, daß er der erste Park hierlandes war, dessen Anlage nach Prinzipien erfolgte, die seitdem in der Park- und Gartenkunde die herrschenden geworden sind. Es ist dies bekanntlich der Sieg des Natürlichen über das Künstliche, des Gebüsches über den „Poetensteig“, des englischen oder wie einige wollen des altchinesischen Geschmacks über den französischen. Der Obermarschall, ohne jemals über diese Dinge theoretisiert zu haben, durchbrach das bis dahin Gültige nach einem ihm innewohnenden künstlerischen Instinkt und operierte dabei mit so glücklicher Hand, daß einzelne seiner Anlagen später als Muster gedient und in den königlichen Gärten, z. B. in Pareß, eine teilweise Nachahmung erfahren haben.

Der Obermarschall hatte vier Söhne.

Wie sein Vater, der Minister, vier Söhne von fünf in den Siebenjährigen Krieg geschickt hatte, so schickte er drei Söhne von vier in den Befreiungskrieg. Der erste und zweite kehrten zurück. Der dritte, sechzehnjährig, fiel bei Leipzig. Ein auffliegender Pulverwagen nahm ihn mit in die Luft.

Der Obermarschall starb 1817.

1835 folgte ihm seine Witwe, und Steinhöfel ging nunmehr an den ältesten Sohn beider, den Major und späteren Generallieutenant Valentin von Massow über.

Bei diesem werden wir auf den nächsten Blättern zu verweilen haben.

Valentin von Massow

Valentin von Massow ward am 24. März 1793 zu Berlin geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und teilte diese, so wie den Unterricht der Haus- und Privatlehrer, mit dem Grafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem späteren Ministerpräsidenten, dessen Erziehung König Friedrich Wilhelm III. 1797 dem Obermarschall von Massow anvertraut hatte. Außer dem Grafen von Brandenburg war der zweite Bruder unseres Valentin, der spätere Hausminister von Massow, der einzige Gefährte seiner Knabenzeit.

Dreizehn Jahre alt machte er als Junker im Regiment Rudorfs-Husaren die unglückliche Kampagne von 1806 mit, wurde bei Lübeck

gefangen und auf Ehrenwort in die Heimat entlassen. Das band ihn bis zum Tilsiter Frieden. Nach dem Friedensschlusse seines Versprechens ledig, trat er ins Brandenburgische Husarenregiment und war im März 1812 mit unter den dreihundert Offizieren, die den Abschied nahmen, um nicht unter den Fahnen Frankreichs kämpfen zu müssen. Die Mehrzahl jener dreihundert trat bekanntlich in russischen Dienst. Unser Massow aber begab sich mit zwei gleichgesinnten Freunden, von Barner und von Scharnhorst (Sohn des Generals), nach England und von da nach Spanien. Er focht unter Wellington und wurde vor Burgos durch einen Lanzenstich in die Lunge lebensgefährlich verwundet. Er genas indes und kehrte 1813 nach Preußen zurück. Er trat hier bei den Braunen Husaren ein, die damals der Oberst von Blücher, Sohn des Feldmarschalls, kommandierte, und machte in diesem Regimente die Kämpfe jenes schlachtenreichen Sommers und Herbstes mit. Am Schluß des Jahres ward er in den Generalstab versetzt. 1815 befand er sich im Hauptquartier des Fürsten Blücher, dessen Kommunikationen mit Wellington vor und während der Schlacht bei Belle-Alliance durch unsern Massow vermittelt wurden. Welch besserer Vertrauensmann hätte sich finden lassen als eben er, der schon drei Jahre früher unter den Augen des Herzogs gefochten hatte, und dessen volle Kenntnis des Englischen ihn ohnehin empfahl.

Der Niederwerfung Napoleons folgte bekanntlich eine Besetzung Frankreichs durch englische und preussische Truppen. Den Oberbefehl über dieselben führte Herzog Wellington, in dessen unmittelbare Umgebung unser Massow kommandiert wurde. Drei Jahre lang verblieb er in dieser Stellung, in der er sich die Zuneigung und das besondere Vertrauen „des Siegesherzogs“ zu erwerben wußte. Die Berichte, die Massow während dieser drei Jahre von Paris und Cambrai erstattete, und die nicht nur militärischen, sondern auch allgemein politischen Inhalts waren, werden noch im Großen Generalstabe aufbewahrt und gelten für ausgezeichnete Leistungen.

Bei Ablauf der Okkupation nach Berlin zurückgerufen, ward er gegen Ende des Jahres 1818 zum Flügeladjutanten König Friedrich Wilhelms III. ernannt und stieg, in unmittelbarer Nähe des Königs verbleibend, von Stufe zu Stufe, bis er nach langwieriger Krankheit im Jahre 1843 seinen Abschied nahm und sich in die ländliche Stille von Steinhöfel zurückzog.

Hier trieb er mit Eifer Landwirtschaft, erweiterte das Schloß, verschönerte den Park und steigerte den Wert des Familienerbes. Dabei war er in weiten Kreisen ein Tröster der Betrübten, ein Wohltäter der Leidenden, ein weiser Ratgeber aller, die ihm vertrauend ihr Herz öffneten.

Die Ruhe ländlicher Zurückgezogenheit war ihm lieb geworden. Nur einmal noch ward er ihr entrissen, um auf kurze Zeit die Stille von Steinhöfel mit dem Lärm von London zu vertauschen.

Der eiserne Herzog war am 14. September 1852 auf seinem Schlosse Walmer Castle bei Dover gestorben, und auf den 15. November war sein feierliches Begräbniß festgesetzt. Fast alle europäischen Armeen schickten Deputationen, um „den Feldmarschall der sieben Reiche“ auf seinem letzten Gange zu begleiten; die preussische Deputation aber bestand aus Graf Nostiz, General von Scharnhorst und unfrem Massow, der in Veranlassung dieser Deputierung zum Generalleutnant ernannt worden war. So folgte dieser denn dem Sarge des großen Feldherrn, unter dessen Augen er vierzig Jahre früher zuerst das Hochgefühl des Sieges kennengelernt hatte, und neben ihm schritt General Scharnhorst, der, von gleichem Haß gegen die Napoleonische Familie erfüllt, mit ihm nach England gegangen war, um, wo immer es sei, den Unterdrücker seines Vaterlandes zu bekämpfen. Beide waren der Fahne Wellingtons gefolgt, nun folgten beide seinem Sarge.

Und welch Leichengefolge das! Ein schönes Gedicht George Hesekiels hat diesen Zug beschrieben:

— ein Leichengefolge schließt sich an,
 So wie's gehabt noch kein Untertan!
 Von sieben Monarchen ist's deputiert,
 Für die er den Stab des Feldmarschalls geführt;
 Die Feldzeichen, die mit Trauerflor wehn,
 Vertreten die Trauer von sieben Armeen:
 Rußland, Preußen und Osterreich
 Sie klagen heut mit dem britischen Reich,
 Niederland, Spanien und Portugal
 Begraben in London den Feldmarschall.

Aus hundert Fahnen das Leichentuch,
Das England um seinen Lord-Herzog schlug,
Der sich ein Grab in Sankt Paul ersiegt,
Wo Nelson in Lorbeer begraben liegt.

Massow, der durch Jahre hin dem „Old Duke“* so persönlich nahegestanden hatte, war in London mit besonderer Auszeichnung empfangen worden; jetzt, nach der feierlichen Beisetzung, kehrte er aus dem Gewoge der Weltstadt in die ländliche Stille zurück. Aber eine tiefere Stille harnte seiner bereits. Es war beschlossen, daß er dem Siegesherzoge nach wenig mehr als Jahresfrist in die Ruhe des Grabes folgen sollte. Am 11. Januar 1854 erkrankte er, und am 18. entschlief er als ein ernster und gläubiger Christ.

Auf dem Kirchhofe zu Steinhöfel ruht er, und ein Granitstein gibt die Daten seines Lebens und Todes.

Er war nie vermählt. Steinhöfel fiel an seinen Bruder, den Hausminister, und nach dessen Ableben an den ältesten Sohn desselben, den Rittmeister Valentin von Massow.

Steinhöfel ist ein schönes und reizend gelegenes Gut. Es liegt an der Stelle, wo der breite Sandgürtel, der sich nördlich von Fürstentwalde hinzieht, in ein frischeres und fruchtbareres Terrain übergeht. Das Schloß hat in der Schinkelschen Zeit eine Renovierung erfahren. Interessante, halb landschaftlich, halb architektonisch gehaltene Bilder von Friedrich Gilly, die sich bis diesen Tag in einem der Wohnzimmer vorfinden, zeigen uns deutlich, wie die ursprüngliche äußere Anlage war. Die innere Einrichtung stammt aus der Zeit des Generalleutnants Valentin von Massow und seines Vaters, des Obermarschalls. Nur unter den Porträts sind einige älteren Datums.

Aus der gesamten Reihe derselben mach' ich die folgenden namhaft:

1. Kabinettsminister von Blumenthal, unter dem Großen Kurfürsten brandenburgischer Gesandter in Paris.
2. Feldmarschall von Flans, geb. 1664, gest. 1748, besonderer Liebling und Jagdgenosse Friedrich Wilhelms I. (Diese beiden Porträts, namentlich das erstere, von vorzüglichem Kunstwert.)
3. General von Massow, aus der Zeit Friedrich Wilhelms I.

* dem alten Herzog.

4. Von Massow, Minister unter Friedrich II.
5. Seine Gemahlin.
6. Von Massow, Obermarschall unter Friedrich Wilhelm II. und III.
7. Seine Gemahlin.
8. Von Massow, Hausminister unter Friedrich Wilhelm IV.
9. Seine Gemahlin.
10. Generalleutnant Valentin von Massow als junger Mann in Zivil.

Außer diesen Porträts interessieren namentlich einige von Schinkel und Friedrich Gilly herrührende, Schloß und Park von Steinhöfel in ihrer früheren Gestalt wiedergebende Gouachbilder. Sieben an der Zahl, und zwar zwei von Schinkel, fünf von Gilly. Sie sind ohne Datum, doch läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß die Gillyschen Blätter zwischen 1795 und 1800, die Schinkelschen um 1805, gleich nach Schinkels Rückkehr aus Italien gemalt wurden.

Die zwei Schinkelschen Bilder sind folgende:

1. La Maison du Vigneron et Vendange à Steinhoeffel*. Es ist eine Spätnachmittags-Beleuchtung. Eine Gruppe rechts sitzt im Schatten der Bäume, auf das laubumrankte Winzerhaus aber, sowie auf den freien Platz davor, fällt ein mildes, heiteres Sonnenlicht. Winzer und Bäuerinnen tanzen einen Rund- und Ringelreihn. In der weinumrankten Vorhalle des Winzerhauses und auf der Treppe, die zu dieser Vorhalle hinaufführt, stehen plaudernde Paare und ein Paar Fiedler, die zum Tanze spielen. Ein reizendes Bild. In seiner derbheiteren Stimmung niederländisch, in Beleuchtung und Farbenton italienisch und insofern allerdings einer gewissen realistischen Wahrheit entbehrend.

2. La Vigne de Steinhoeffel**.

Dies Bild ist ruhiger als das erste, aber vielleicht noch hübscher und anziehender. Es ist dasselbe Haus, nur mit dem Unterschiede, daß man mehr die Siebel- als die Frontseite sieht. Die Sonne geht eben unter, und ein rotbrauner Ton liegt über dem Ganzen. Zwei

* Winzerhaus und Weinlese zu Steinhöfel. ** Der Steinhöfel Weinberg.

Bäuerinnen kehren mit Fruchtkörben heim. An der sonnenbeschienenen rotbraunen Gartenmauer steht eine kurzgeschürzte Winzerin in grünem Friesrock und rotem Nieder und reicht einem auf der niedrigen Mauer stehenden Winzer die abgeschnittenen schweren Trauben zu. Edeltannen und Silberpappeln im Hintergrund. Das Ganze in Auffassung und Beleuchtungston durchaus italienisch.

Die fünf Gillyschen¹ Blätter haben mit den Schinkelschen nicht die geringste Ähnlichkeit. Sie führen alle fünf die gemeinschaftliche Unterschrift: Vue de Steinhöckel* und zeigen

1. das Schloß, wie es sich vor etwa achtzig Jahren präsentierte, wenn man von der Dorfgasse her in den Park einbog;
2. das Schloß vom Park aus;
3. das japanische Häuschen im Park, nach dem Friedrich Wilhelm III. das Parterre aufführen ließ;
4. und 5. eine Baum- und eine Wasserpartie (Kaskade) aus dem Park.

Wenn auf den zwei Schinkelschen Blättern Saftgrün und Rotbraun vorherrschen und ihnen Kraft und Frische geben, so sind auf

¹ Friedrich Gilly, Sohn des Oberbau Rates David Gilly, wurde 1771 zu Berlin geboren und zählte zu den talentvollsten Schülern seines Vaters, den er an Bedeutung übertraf. Wenig befriedigt durch den Halb- oder Pseudoklassizismus seiner Epoche, stand er als einer der ersten in der Reihe derer, die damals beflissen waren, auf die hellenische Kunst zurückzugehen. Aber leider war es ihm nur vergönnt, in einer großen Zahl von unausgeführt gebliebenen Entwürfen seiner künstlerischen Überzeugung Ausdruck zu geben. Für monumentale Werke großen Stils hatte die damalige preussische Hauptstadt weder den Sinn noch die Mittel. So muß Gilly denn nach dem beurteilt werden, was er gewollt. Seine Skizzen sind damals und später viel bewundert worden, von keinem mehr als von Schinkel, der eine Zeitlang in Gillys Atelier tätig war und jederzeit den Einfluß anerkannt hat, den des jugendlichen Meisters Anschauungen auf seine Kunstichtung ausgeübt haben. Wie Thorwaldsen um ebendieselbe Zeit freudig hervorzuheben pflegte, daß er Carstens die „entscheidende Anregung“ verdanke, so nannte Schinkel den jungen Gilly den „Schöpfer alles dessen, was er sei“. Friedrich Gilly starb bereits 1800, neunundzwanzig Jahre alt. Unter seinen Arbeiten befinden sich auch Aquarellskizzen zu einem Denkmale Friedrichs des Großen aus dem Jahre 1797 und Aufnahmen des Marienburger Schlosses aus dem Jahre 1799. (David Gilly, der Vater, wurde 1745 zu Schwedt a. D. geboren und überlebte den Sohn um acht Jahre. Er starb 1808 zu Berlin.)

* Ansicht von Steinhöckel.

den Gillyschen Blättern Weiß und ein helles Wassergrün die vorherrschenden Farben. Die Schinkelschen machen den Eindruck moderner, sehr farbenkräftiger Aquarelle, während die Gillyschen wie Federzeichnungen wirken, die mit dünnen und unkräftigen Wasserfarben hinterher fein und sinnig getuscht wurden.

Interessanter noch als diese Bilder und vielleicht überhaupt das Bemerkenswerteste, was sich an Kunstschätzen, bzw. Kuriositäten in Steinhöfel vorfindet, ist ein anderer einfacher Bilderrahmen, der statt eines Bildes ein vergilbtes Quartblatt Papier umfaßt. Dies Quartblatt Papier, auf beiden Seiten beschrieben (weshalb der Rahmen hinten und vorn ein Glas hat) ist das Konzept eines in Versen abgefaßten Briefes, den Kronprinz Friedrich von Königsberg aus im August 1739 an Voltaire richtete. Im 21. Bande der *Oeuvres complètes**, dem 5. der *Correspondance*** findet sich dieser Versebrief abgedruckt.

Ich stelle nun auf den folgenden Seiten behufs eines Vergleiches den gedruckten Brief und die verschiedenen Versionen des Steinhöfeler Konzepts zusammen, zugleich eine Übersetzung hinzufügend, bei der ich auf eine Markierung der kleinen Unterschiede verzichtet habe:

* der sämtlichen Werke. ** des Briefwechsels.

Sublime auteur, ami charmant,
 Vous dont la source intarissable
 Nous fournit si diligemment
 De ce fruit rare, inestimable,
 Quo votre muse hardiment,
 Dans un séjour peu favorable
 Fait éclore à chaque moment;

Ersahner Dichter, liebenswürdiger Freund,
 Du dessen unerschöpflicher Geist (Quell)
 Uns so reichlich versorgt
 Mit jener seltenen, unschätzbaren Frucht,
 Die Deine Muse dreist
 Auch an minder günstigem Ort
 Jeden Augenblick heranreifen läßt;

Au fond de la Lithuanie,
 J'ai vu paraître, tout brillant,
 Ce rayon de votre génie
 Qui confond, dans la tragédie,
 Le fanatisme, en se jouant.

In der Tiefe Litauens
 Hab' ich glänzend erscheinen sehn
 Jenen Strahl deines Genies,
 Der, spielend, in der Tragödie
 Den Fanatismus schamrot macht.

J'ai vu de la philosophie,
 J'ai vu le baron voyageur,
 Et j'ai vu la pièce accomplie
 Où les ouvrages et la Vie
 De Molière vous font honneur.

Ich habe Philosophisches
 Und habe den „reisenden Baron“
 Und habe jene vollendete Arbeit erscheinen sehn,
 Worin das „Leben Molières“
 Und seine Werke Dir zur Ehre gereichen.

A la France, votre patrie,
 Voltaire, daignez épargner
 Les frais que pour l'Académie
 Sa main a voulu destiner.

Erspare, Voltaire, Deinem Vaterlande,
 Erspare Frankreich die Kosten,
 Die es bergibt
 Für seine Akademie.

En effet, je suis sûr que ces quarante têtes qui sont payées pour penser,
 et dont l'emploi est d'écrire, ne travaillent pas la moitié autant que vous.
 Les sciences sont pour tout le monde, mais l'art de penser est le don le
 plus rare de la nature.

Cet art fut banni de l'école,
 Des pédants il est inconnu.
 Par l'inquisition frivole
 L'usage en serait défendu,
 Si le pouvoir saint de l'étoile
 S'était à ce point étendu.
 Du vulgaire la troupe folle
 A penser juste a prétendu;
 Du vil flatteur l'encens vendu
 En a parfumé son idole;
 Et l'ignorant a confondu
 Le froid non-sens d'une parole,
 Et l'enflure de l'hyperbole
 Avec l'art de penser, cet art
 si peu connu.

Diese Kunst, von der Schule verboten,
 Ist unbekannt den Pedanten;
 Die schändliche Inquisition
 Würde den Gebrauch (des Denkens) verboten haben,
 Wenn die „heilige Macht der Stole“
 Sich bis zu diesem Punkt erstreckt hätte.
 Der tolle Schwarm des Pöbels
 Hat den Anspruch erhoben, richtig zu denken;
 Der käufliche Weihrauch des niederen Schmeichlers
 Hat seinen Höfen (den Pöbel) beräuchert,
 Und der Ignorant verwechself
 Den kalten Unsinn einer Redensart
 Und den Schwulst der Hyperbel
 Mit der Kunst zu denken, dieser so
 wenig gekannten Kunst.

Aimable auteur, ami charmant
 Vous dont la source intarissable
 Nous fournit si diligemment
 De ce fruit rare, inestimable,
 Que votre Muse *sagement*
Cueillit presque à chaque moment.

Que votre Muse hardiment
 Dans un séjour peu favorable
 Fait éclore à chaque moment.

Les rayons etc. etc.

De Molière *sont en Honneur*
 A la France votre patrie.

Voltaire, daignez épargner
Les frets etc.

Ich bin in der That sicher, daß diese vierzig Köpfe, die fürs Denken bezahlt werden und von Amts wegen zu schreiben haben, nicht halb so viel arbeiten als Sie. Die Wissenschaften sind für alle Welt, aber die Kunst des Denkens ist die seltenste Gabe der Natur.

Cet art fut bani de l'école
 Aux pédants il est inconnu;
 Par l'inquisition frivole
 L'usage en défendu;
 Le courtisan toujours a cru
 Que c'était l'art de son idolle;
 Du Vulgaire la troupe folle
 Sa part même en a prétendu
 Nos ... fols de l'hyperbole
 N'y est point non plus parvenu.
 Enfin un philosophe habile
 Dans ce monde aveugle est venu
 Et c'est par son secours utile
 Que l'art de penser a vaincu
 Le galimatias imbecile.

Si le pouvoir de leur école
 A ce point c'était étendu.
 Du vulgaire la troupe folle
 Sa part même en a prétendu;
 Le courtisan toujours a cru
 Que c'était l'art de son idole
 Et souvent on a confondu
 Le froid non-sens d'une parole
 Et l'enflure de l'hyperbole
 Avec l'art de penser, cet art si peu
 connu.

(Mais souvent on a confondu
 Des mots l'arrogance frivole
 Comme la frayeur lâche et molle
 Passe pour valeur et vertu.)

Entre cent personnes qui croient, penser il y en a une à peine qui pense par elle-même. C'est cet esprit créateur qui sait multiplier les idées, qui saisit les rapports entre des choses que l'homme inattentif n'aperçoit qu'à peine, c'est cette force du bon sens qui fait, selon moi, la partie essentielle de l'homme de génie.

Ce talent précieux et rare
Ne saurait se communiquer;
La nature en paraît avare.
Autant que l'on a pu compter,
Tout un siècle elle se prépare
Lorsqu'elle nous le veut donner.
Mais vous le possédez, Voltaire,
Et ce serait vous ennuyer
Qu'apprécier et calculer
L'héritage de votre père.

Diese köstliche und seltene Gabe
Läßt sich nicht mitteilen;
Die Natur scheint damit zu geizen;
Soweit wir rechnen können,
Bereitet sie sich stets ein Jahrhundert lang.
Eh sie die Gabe wieder verleiht.
Du besitzt sie, Voltaire,
Und es hieße Dich langweilen,
Zu preisen und zu berechnen,
Was Erbe von Deinen Vätern ist.

Ce qui n'est parvenu de „Mahomet“ me paraît excellent. . . . Vous n'avez pas besoin, mon cher Voltaire, de l'éloquence de M. de Valori; vous êtes dans le cas qu'on ne saurait détruire ni augmenter votre réputation.

Vainement l'envieux desséché
de fureur
Sur vos vers immortels répandant
ses poisons,
De vos lauriers naissants retarde
les moissons,
Sous les yeux d'Émilie, élève de
Newton
Vous effacez de Thou, vous sur-
passez Maron.
En tout genre d'écrits, en toute
carrière,
C'est le même soleil et la même
lumière.
Cet esprit, ces talents, ces qualités
du cœur
Peuvent plus sur mes sens que
tout ambassadeur.

Vergebens sucht der Neidische, trocken
vor Wut,
Auf deine unsterblichen Verse sein
Gift gießend,
Zurückzuhalten die Ernte Deines
wachsenden Lorbeers.
Unter den Augen Emiliens, der Schülerin
Newtons,
Übertriffst Du de Thou, übertriffst Du
Maron*.
In Vers oder Prosa, auf jedem
Gebiet,
Es ist immer dieselbe Sonne, daselbe
Licht.
Dieser Geist, diese Talente, diese
Herzensgaben
Vermögen mehr über meine Sinne als
jeder Gesandte.

Je suis avec une estime parfaite, mon cher Voltaire etc.

* Maro (Vergil).

Unter hundert Menschen die zu denken glauben, ist kaum einer, der wirklich denkt. Dieser schöpferische Geist aber, der die Ideen zu vermehren weiß, der da einen Zusammenhang der Dinge wahrnimmt, wo der Unaufmerksame kaum irgend etwas zu entdecken versteht, dieser Honsons, diese Kraft des gesunden Menschenverstandes ist es, die meiner Meinung nach den wesentlichsten Teil eines Mannes von Genie ausmacht.

Mais vous le possédez, Voltaire,
Et c'est vouloir vous ennuyer
Que d'aller longtemps calculer
L'héritage de votre père.

Was ich vom „Mahomet“ erhalten habe, erscheint mir vorzüglich. Sie, mein teurer Voltaire, bedürfen nicht der Beredsamkeit des Herrn von Valero; Sie sind in der glücklichen Lage, daß Ihren Ruf niemand weder zu zerstören noch zu steigern vermag.

Un poème immortel des Muses ap-
prouvé
La Satire, aux abois de dépit con-
sumée,
Craind d'emousir ses dents sur votre
renommée;
Et Rival de Virgille, élève de Newton,
Cet esprit, ces talents, ces qualités
du coeur
Peuvent plus sur mes sens que
tout ambassadeur.

Ich bin, mein teurer Voltaire, mit vorzüglicher Hochachtung usw.

Was uns an diesem beschriebenen Quartblatt am meisten interessiert, ist wohl der Umstand, daß uns dasselbe (ebenweil Brouillon) in die Entstehungsgeschichte dieser und ähnlicher Versbriefe des Kronprinzen einführt und uns genau zeigt, wie er arbeitete. Es überrascht dabei einmal eine gewisse Strenge gegen sich selbst, die sich in den doppelten und dreifachen Varianten ausdrückt, andererseits aber ein gewisses profaisches „Sich's-bequem-machen“, das die Reimworte nicht mit ahnungsvoller Sicherheit im Momente heraufbeschwört, sondern sie aufschreibt, um nun völlig nüchtern und nach Bedürfnis die Auswahl treffen zu können. So finden wir in kurzen und langen Kolonnen untereinander geordnet, erst: hyperbole, parole, dann prétendu, venu, parvenu, dann magnifique, rustique, implique, philosophique, intrigue, musique, inique, poetique; endlich aprouvé, depravé, annoncé, consumé, alarmé etc., Aufzählungen aus denen ersichtlich wird, daß der Kronprinz in vielen Fällen nicht eine Hülle für den Gedanken, sondern einen Gedanken für die Hülle suchte. Ubrigens arbeiten bekanntlich viele Poeten auf ähnliche Weise, und so unpoetisch auf den ersten Blick dieser Weg erscheinen mag, so ist doch schließlich nicht erwiesen, daß derselbe wesentlich schlechter sei als ein anderer. Er erinnert an das Verfahren einzelner Maler, besonders guter Koloristen, die zunächst, eine bloß harmonische Wirkung auf die Sinne bezweckend, nicht klare Gestalten, sondern Farben nebeneinander stellen. Farben, die dem Reim entsprechen. Form und Gedanke finden sich nachher. Wie sie sich finden, scheinbar zwanglos oder aber sichtlich erzwungen — davon hängt dann freilich das Gelingen oder Scheitern ab.

Wir haben diesem umrahmten Quartblatt Papier wieder seinen Ehrenplatz an der Längswand des Bibliothekszimmers gegeben und treten nun aus dem kühlen, schattigen Raum in den sonnbeschiene- nen Park hinaus. Es ist jener Mittagszauber, von dem es im Liede heißt:

Vor Wonne zitternd, hat die Mittagsschwüle
Auf Tal und Höh in Stille sich gebreitet,
Man hört nur, wie der Specht im Lannicht schreitet,
Und wie durchs Lobel rauscht die Sägemühle.

Hier ist es nicht die Sägemühle, die rauscht, aber ein Bach, der aus dem Felde kommend über ein natürliches Wehr von Feldsteinblöcken niedersprudelt und schillernd in Regenbogenfarben in den hellbeleuchteten Park tritt. Weiterhin wird er ein Teich, und die umstehenden Bäume werfen ihr Bild in die dunkelklare Tiefe. Durch den Park hin, südenwärts, ist eine Lichtung geschlagen, und vor die lichte Öffnung schiebt sich in Dämmerferne der Hügelzug der „Rauenschen Berge“. Der scharf gezogene Kontur ihres Profils mahnt an südlich Land und blauen Himmel. Aber den Teich hin fliegen Libellen, das einzig Lebende, das um diese Zeit noch flügg' und munter ist; denn ihre Flügel sind groß, und ihre Leiber sind leicht.

Ein seltsam Klingen und Tönen zieht durch die Luft,

Jetzt ist die Zeit, wo tief im Schilf ein Wimmern
Den Fischer weckt . . .

aber eh noch das Klingen ein bestimmter Klang geworden, fällt die Kirchglocke mit ihren zwölf Mittagsschlägen ein, der Mittagsspuk verfliegt, und nur der Zauber der Schönheit und der Stille bleibt.

Von Sparrenland und Sparrenglocken

Sagt selber! Kommt's nicht dem Herrn zugut,
Wenn sein Kriegsvolk was auf sich halten tut?
Wer anders macht ihn als seine Soldaten
Zu dem großmächtigen Potentaten?

Unser Weg führt uns heut in das alte „Sparrenland“. Der ausgedehnte Landstrich, auf dem diese längst vom historischen Schauplatz abgetretene Familie reich begütert war, hat zwar nur noch sehr bedingungsweisen Anspruch auf jenen auszeichnenden Namen, aber in Huldigung gegen den Ruhm des alten Geschlechts sprechen wir auch heute noch von einem „Sparrenland“, wiewohl sich von ebendiesem Lande kein Zollbreit Erde mehr in Sparrschen Händen befindet.

Die Sparrs oder die Sparren scheinen unter den ersten Askaniern in die Mark gekommen zu sein. Schon um 1300 begegnen wir ihnen an jenem Punkte, der später das Zentrum ihres Besitzes bildete. Unter den Hohenzollern treten sie uns von Anfang an in besonderen Vertrauensstellungen entgegen, und noch vor Ablauf desselben Jahrhunderts, das die Burggrafen ins Land führte, sehen wir die rasch emporgeblühte Familie im Vollbesitz ihrer Macht. Das Sparrenland ist da.

Welcher Art ist es? Und wo haben wir es zu suchen?

Schräg durch den Barnim erstreckt sich ein breiter Gürtel von Sand und Sumpf und Ackerland bis ins Uckermärkische hinein, ein Landstreifen, der etwa Neustadt-Eberswalde als Mittelpunkt, und Bernau und Angermünde als linken und rechten Flügel hat. Die jetzige Stettiner Eisenbahn durchschneidet diesen Streifen und teilt ihn in eine nördliche und südliche Hälfte. Der Gesamtbesitz bestand zur Zeit des höchsten Reichthums der Familie, der dem historischen Glanz derselben um ein Jahrhundert vorausging, aus mehr als zwanzig Gütern, die sich in drei Gruppen sonderten, wie sich die Familie selbst in drei Zweige gespalten hatte.

Diese Zweige waren die Sparrs von Lichterfelde, von Prenden und von Greiffenberg.

Die Lichterfeldeschen Sparrs hatten das Zentrum inne, die Gegend um Neustadt.

Die Prendenschen saßen am linken Flügel zwischen Bernau und Biesenthal.

Die Greiffenbergischen am rechten Flügel, nördlich von Angermünde.

Alle drei Linien haben — und zwar in ein und demselben Jahrhundert — je einen ausgezeichneten Soldaten hervorgebracht, alle drei Artilleriegenerale.

Die Prendensche Linie den Ernst Georg, 1654 Reichsgraf, verstorben 1666 zu Berlin;

die Greiffenbergische den Georg Friedrich, neunmal verwundet bei der Belagerung von Kandia, Reichsgraf 1670, gestorben 1677;

die Lichterfeldesche den Otto Christoph von Sparr.

Dieser letztere, dem es vorbehalten war, den Namen der Familie zu höchstem Ruhm zu führen, soll uns an dieser Stelle beschäftigen. Er überragte seine Bettern vielleicht an militärischer Bedeutung, gewiß an Innerlichkeit des Gemüths und Lauterkeit des Wandels, und genießt des Vorzugs, die inhaltsreichere Hälfte seines Lebens dem Dienste seiner engeren Heimat gewidmet zu haben. Er starb als der erste brandenburgische Feldmarschall, einer der ausgezeichnetsten unter allen, die diese hohe Würde bekleideten.

Prenden

Es scheint ein langes stilles Ach zu wohnen
In diesen Lüften, die sich leise regen.

Platen

Otto Christoph war ein Lichterfeldischer Sparr.

Wenn dieser Aufsatz, der einen kurzen Lebensabriß des Feldmarschalls beabsichtigt, dennoch den Namen des Nachbargutes Prenden als Überschrift trägt, so geschieht es, weil dieses Besitztum, mehr als irgendein anderes, mit dem Leben Otto Christophs verbunden ist. Es war sein Lieblingsaufenthalt, und hier starb er, wie denn auch Prenden — nachdem das Elend des Dreißigjährigen Krieges den Sparrs ihren alten Besitz geraubt hatte — zuerst wieder als ein kurfürstliches Geschenk in die Hände der Familie, und zwar unseres Otto Christoph zurückgelangte.

Otto Christoph von Sparr

wurde mutmaßlich 1605 aus der Ehe Arndts von Sparr mit Emerentia von Seestedt¹ auf dem Schlosse zu Lichterfelde geboren.

Die Jugend Otto Christophs hüllt sich in Dunkel. Ob er sich im Parke zu Lichterfelde oder im Garten zu Prenden — dessen Mitbesitzer sein Vater war — umhertummelte, ob er im Hause des letzteren oder in der benachbarten Hauptstadt erzogen wurde, was und wo er war, als die ersten jener Gewitterwolken heraufzogen, die dann dreißig Jahre lang über dem unglücklichen Lande stehen sollten — darüber verlautet nichts und wird auch in Zukunft wenig verlauten; denn es war eine eiserne Zeit, die wenig schrieb und am wenigsten bei Jugendgeschichten verweilte. Annehmen aber dürfen wir, daß die Erziehung unseres Sparr eine sorgfältige war, da wir im weiteren zu zeigen haben werden, daß er keineswegs jenen abenteuernden Naturen zugehörte, die, voll Mut und Rücksichtslosigkeit, auf dem Boden des Krieges rasch emporsprossen, sondern umgekehrt in Wissenschaften glänzte, die ihn befähigten, Befestigungen zu leiten und Feldzugspläne zu entwerfen. Ein im Auftrage des Kurfürsten von ihm angefertigtes Memorial über „Kriegsführung gegen die Türken“ ist ein Meisterstück einfach klarer Darstellung, und unter den verschiedenen Städten, an deren Befestigung er erfolgreich gearbeitet, werden Peitz, Hamm, Berlin und Magdeburg vornehmlich genannt. König rühmt von ihm, daß er fortgesetzt habe, was in der Kriegsbaukunst siebenzig oder achtzig Jahre vor ihm durch Rochus von Lynar begonnen worden sei.

Wahrscheinlich um 1626 trat er, wie so viele andere Märkische vom Adel, in die Dienste des Kaisers. Den Forschungen Theodor von Mörners ist es geglückt, auch über diesen weit zurückliegenden Abschnitt einiges Licht zu verbreiten und unseren Otto Christoph, zumal während des letzten Jahrzehnts des Dreißigjährigen Krieges, auf seinen Kreuz- und Quersügen in Pommern, in der Mark, im

¹ Arndt von Sparr war dreimal vermählt, und zwar: mit Edell von Sparr, gest. im Kindbett am 13. November 1599, mit Emerentia von Seestedt und mit Katharina von Ribbed. Nach Angabe des Sparrschen Biographen König wäre Otto Christoph ein Sohn der Edell Sparr gewesen; Theodor von Mörner aber hat in seinem vorzüglichen Werke: „Märkische Kriegsobersten des 17. Jahrhunderts“, diese Königsche Angabe widerlegt.

Westfälischen und am Rhein zu begleiten. Wir leisten aber darauf Verzicht, jenen Forschungen an dieser Stelle zu folgen, und begnügen uns damit, hervorzuheben, daß unser Sparr die Lützener Schlacht wahrscheinlich als kaiserlicher Hauptmann mitmachte. Fünf Jahre später erblickten wir ihn in bestimmterer Gestalt bei einem versuchten, aber mißglückten Sturm auf Stargard, und im selben Jahre noch (1637) als Kommandanten von Landsberg an der Warthe. Der Klagen über ihn, namentlich von seiten der Küstriner Regierung, waren damals viele: „Er habe die Regalien angetastet, sich das kurfürstliche Meßkorn angemast, ohne Zahlung zu leisten, habe die Zollrolle bedroht, den Mühlenmeister unschuldig in Ketten gelegt und tausend Schafe aus der kurfürstlichen Schäferei zu Karzig weggetrieben.“ Anklagen, die bei der sicherlich nicht angeborenen Rauf- und Raublust unseres Sparr nur aufs neue zeigen, wie der Krieg seine eignen Gesetze hat, zumal der Dreißigjährige, dem ja Zeit gegeben war, seinen Kodex zu schreiben und einzubürgern.

Endlich kam der Frieden, und Deutschland suchte sich wieder an einen Zustand zu gewöhnen, an den es kaum noch geglaubt hatte.

Kurfürst Friedrich Wilhelm, dessen Jugend in das wildeste Treiben des Krieges gefallen war, nahm aus den Wunden und Wirren jener Zeit eine Lehre mit in den Frieden hinüber, und zwar die, „daß ein Land verloren sei, das sich nicht selbst zu schützen wisse“. Und mit dieser Lehre zugleich die Überzeugung, daß dieser Schutz nur aus einem hervorstechenden, aus einem schlagfertigen und zuverlässigen Heere. Unter diesem Gesichtspunkte begann er den Wiederaufbau seines verwüsteten Landes. An Soldaten war kein Mangel, aber sie waren mehr eine Last als ein Segen, solange die Führer fehlten, um ihnen Halt und Ordnung zu geben. Diese Einsicht führte von seiten des Kurfürsten zur Anwerbung von Generalen, die sich im schwedischen oder kaiserlichen Dienst ausgezeichnet hatten. Joachim Hasso von Schaplow, Georg Derfflinger, Joachim von Goerzke, Otto Christoph von Sparr, alle traten zu beinahe gleicher Zeit in die Dienste des Kurfürsten über und verblieben darin, reich geehrt durch ihren Krieges- und Landesherrn, bis an ihr Ende. Die Schicksale Goerzkes und Sparrs zeigen viel Uebereinstimmendes. Beide reich begüterten Familien des Landes Varnim angehörig, verloren sie diese Güter während langer Kriegs-

läufte, kehrten endlich nach zwanzig- oder dreißigjähriger Abwesenheit in den Dienst ihres Landesherrn zurück und brachten es an derselben Stelle fast, wo sie geboren waren, zu neuem reichen Besitz und immer wachsenden Ehren.

Die Verhandlungen mit Sparr begannen 1649 und führten rasch zum Ziele. Aber erst 1651 erfolgte sein wirklicher Eintritt in das neugebildete Heer.

Die nun folgenden Jahre seines kurfürstlichen Dienstes zerfallen in eine Kriegs- und Friedensperiode. Den Mittelpunkt jener, von 1651 bis 1657, bildet der polnisch-schwedische Krieg. Wir werden bei den Ereignissen desselben einen Augenblick zu verweilen haben.

In Schweden war Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken der Königin Christine als erwählter König gefolgt und nahm mit Leidenschaft die Idee auf, die seit fast einem halben Jahrhundert die schwedische Politik bestimmt hatte: die Gründung eines baltischen Reiches. Pommern, Preußen und die jetzt speziell sogenannten Ostsee-provinzen sollten teils erst erobert, teils fester dem schwedischen Reich eingefügt werden. Es war eine Machterweiterung vor allem auf Kosten Polens, und Karl Gustav suchte sich dazu des brandenburgischen Beistandes zu versichern. Der Kurfürst lehnte jedoch, solange er noch freie Hand hatte, das ihm zugemutete Bündnis ab und zog in seinen preussischen Provinzen ein Heer zusammen, dessen nächster Zweck eine bewaffnete Neutralität war. In Wirklichkeit aber kam die Aufstellung dieses Heeres einem Bündnisse mit Polen gegen Schweden gleich. Das Heer selbst war ansehnlich. Es bestand aus 26 800 Mann mit 34 Geschützen und hatte in Otto Christoph von Sparr seinen obersten Befehlshaber.

So standen die Dinge im Sommer 1656.

Wenige Monate jedoch änderten diese Sachlage. Dem raschen Vordringen Karl Gustavs hatte sich das schlecht gerüstete Polen fast ohne Widerstand unterworfen; Johann Kasimir war aus Warschau geflohen, und die schwedische Kriegswelle, wenig geneigt, sich in ihrem Stegeslaufe hemmen zu lassen, schickte sich eben an, das vom brandenburgischen Heere besetzte Preußen zu überschwemmen. Jetzt war für den Kurfürsten der Moment gegeben, den Kampf gegen das herausfordernde Schweden aufzunehmen, aber voll Mißtrauen in seines Landes Kraft, das damals noch keine glänzende Kriegsprobe bestanden hatte, vermied er den angebotenen Kampf

und löste das stille Bündnis mit Polen, um dafür in ein offenes Bündnis mit Schweden gegen Polen einzutreten. Was er ein Jahr vorher den schwedischen Bitten abgeschlagen hatte, gewährte er jetzt rasch und rückhaltlos den schwedischen Drohungen. Er gab dabei dem Gebote der Klugheit nach, vielleicht in stiller Voraussicht, daß die Stunde der Rückzahlung kommen und alte und neue Kränkung quitt machen werde.

Der Kurfürst, von seinem Standpunkt aus, war im Rechte, politisch im Rechte, das Bündnis mit Schweden zu schließen; die Polen aber hatten, von ihrem Standpunkt aus, mindestens ein gleiches Recht, dies Bündnis als Abfall anzuklagen. Und war es nun Enttäuschung über ebendiesen Abfall, oder war es das Gefühl einer verdoppelten Gefahr, gleichviel, dasselbe Volk, das sich beinahe widerstandslos niedergeworfen hatte, als das Kriegsgewitter über dasselbe hingezogen war, stand jetzt plötzlich aufrecht da, wie ein Ahrenfeld, das der Sturm gebeugt, aber nicht gebrochen hat. Und so sahen sich denn die vereinigten Schweden und Brandenburger einem stärkeren Feinde gegenüber, als er vor seiner ersten Niederwerfung gewesen war. Die Zahl des in Nähe der Hauptstadt aufgestellten polnischen Heeres wird verschieden angegeben und schwankt in den zeitgenössischen Berichten zwischen 40 000 und 200 000 Mann. Wahrscheinlich waren es 50 000, eher mehr als weniger. Am 18. Juli 1656 kam es zu der berühmten dreitägigen Schlacht von Warschau.

Versuch' ich es, gestützt auf ein zum Teil widersprechendes Material, ein einigermaßen übersichtliches Schlachtbild zu geben!

Die Polen, so scheint es, hatten eine befestigte Hügelposition inne, zahlreiche Artillerie vor der Front, einiges Fußvolk am linken und rechten Flügel und große Reitermassen im Zentrum auf einem die ganze Stellung beherrschenden Plateau. Dies Plateau bildete den Schlüssel. Aber es erschien doppelt schwierig, sich desselben zu bemächtigen, da sich am Abhang ein dichtes Gehölz hinzog, das feindlicherseits mit den besten Fußtruppen besetzt worden war. Gehölz und Plateau deckten und unterstützten sich gegenseitig. Nur drei Wege boten sich für den Angriff:

- ein Frontal-Angriff gegen die beiden Flügel
- oder eine Umgehung der feindlichen Stellung überhaupt
- oder drittens eine Durchbrechung des Zentrums.

Alle drei Wege wurden versucht.

Das schwedisch-brandenburgische Heer — wahrscheinlich um etwas schwächer als das Heer Johann Kasimirs — stand in entsprechender Dreiteilung dieser formidablen Position der Polen gegenüber. Der Angriff wurde beschlossen. Am rechten Flügel kommandierte Karl Gustav die Schweden, am linken der Kurfürst eine aus Schweden und Brandenburgern gemischte Truppe, im Zentrum aber hielt Generalfeldzeugmeister von Sparr mit zwei schwedischen und fünf brandenburgischen Regimentern einschließlich der gesamten Artillerie. Unter ihm kommandierten Graf Josias von Waldeck und Joachim Rüdiger von der Goltz. Die Schweden trugen zur Unterscheidung ein Bündel Stroh am Hut, und das Feldgeschrei war: „In Gottes Namen!“

So begann die Schlacht.

Am ersten Tage (18. Juli) schritten der rechte und linke Flügel zum Angriff. Aber beide Angriffe, wiewohl mit größter Bravour und unter persönlicher Anführung von König und Kurfürst ausgeführt, wurden zurückgeschlagen. Die feindliche Hügelstellung, durch Redouten doppelt fest, schien uneinnehmbar.

Am zweiten Tage versuchten die Schweden und Brandenburger eine Umgehung, aber die Polen kamen den Angreifern zuvor, und nachdem in veränderter Schlachtstellung um eine Dorfstraße lange gekämpft worden war, lehrten beide Armeen in ihre früheren Positionen zurück. Dieses Scheitern aller Anstrengungen auf Seiten der Verbündeten mochte den Mut der ohnehin siegesicheren Polen heben, und ihre zahlreiche Reiterei ging nunmehr zum Angriff über. Vom Plateau herabstehend, an dem Gehölz vorüber, in welchem der Hauptteil ihrer Infanterie steckte, suchten sie die Schlachtreihe der Verbündeten zu durchbrechen. Aber dieser Angriff wurde von dem Zentrum unter Sparr zurückgeschlagen und mißlang ebenso, wie am Tage vorher der schwedisch-brandenburgische Angriff auf die feindlichen Flügel-Positionen mißlungen war.

So kam der dritte Tag. Das Operieren mit den Flügeln war erfolglos geblieben. Es blieb also nur noch übrig, wenn man Verdrachtes nicht wiederholen wollte, den Feind an seiner stärksten Stelle zu fassen: im Zentrum. Zu diesem Behufe war es unerlässlich, sich zuvörderst in Besitz jenes Gehölzes zu setzen, das sich am Fuße des dominierenden Plateaus hinzog. Ein Angriff auf dasselbe glich einem Verzweiflungscoup, und Sparr erkannte die ganze

Schwierigkeit desselben. Dennoch ging er vor und führte die Sache siegreich hinaus. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er das im Walde versteckte Fußvolk durch konzentriertes Geschützfeuer zwang, sich hügelanwärts zu ziehen, und diesen Rückzugs- und Verwirrungsmoment benutzte, das gesamte Zentrum avancieren zu lassen. Infanteriekolonnen säuberten das Gehölz, während seine Kavallerie, fünf Schwadronen brandenburgischer Kürassiere, bergan stürmte und die durch ihr eigenes Fußvolk bereits in Unordnung geratene polnische Reiterei nach kurzem Kampf über den Haufen warf. Einmal aus ihrer unangreifbar geglaubten Position herausgeschlagen, wandten sich die Polen zur Flucht und wurden teils in einen Morast, teils in die Weichsel getrieben. Viele der Flüchtigen ertranken.

Die Verbündeten hielten anderntags ihren Einzug in Warschau.

Es war dies — beinahe zwanzig Jahre vor Fehrbellin, — der erste große Waffenakt der Brandenburger, die von diesem Tag an durch länger als ein Jahrhundert hin, nämlich vom 18. Juli 1656 bis zum 18. Juni 1757, immer siegreich kämpften. Erst der Tag von Kolin brachte die Demütigung einer Niederlage.

Wenn diese Waffentat nichtsdestoweniger halb vergessen ist und jedenfalls nirgends im Herzen unseres Volkes fortlebt, so hat dies zunächst seinen Grund darin, daß alle Siege, bei denen kleinere Völker an der Seite eines größeren auftreten, immer nur dem letzteren als kriegerische Großtat angerechnet werden. Die Stärkeren verfahren dabei systematisch-absprechend und behaupten ihre Sätze so nachdrücklich und so beharrlich, daß das kleinere Volk schließlich selber glaubt, es habe eigentlich wenig oder gar nichts bei der Sache getan. Es kommt aber in dem vorliegenden Falle noch ein anderes hinzu: das ermangelnde Lokalinteresse. Fehrbellin liegt uns nah, und Warschau liegt uns fern. Bis diese Stunde feiern wir Großbeeren und Dennewitz auf Kosten größerer und entscheidungsreicherer Aktionen, nur weil uns an beiden Tagen allerpersönlichst das Feuer auf den Nägeln brannte. Die Menschen sind Egoisten in allen Stücken. Auch in diesem.

Die Beschreibungen der Schlacht von Warschau pflegen Sparrs und seines ausschlaggebenden Angriffs immer nur obenhin zu erwähnen, was uns aus schon angeführten Gründen eben nicht wundernehmen darf. Pufendorfs „De rebus a Carolo Gustavo gestis“

* Über die Taten Karl Gustavs (1696 erschienen).

kam den Schweden zugute, nicht uns, und im eigenen Lande entbehrten wir der Chronisten, die sich unsers brandenburgischen Feldherrn angenommen hätten. So müssen wir denn, was die hervorragende Mitwirkung des Letzten an der großen dreitägigen Aktion angeht, uns mit einem mittelbaren Beweise begnügen, den wir am besten in den Auszeichnungen finden, die der Kurfürst von jenem Tag an für unseren Otto Christoph von Sparr hatte. Am 26. Juni 1657 wurde er zum Generalfeldmarschall ernannt und sein Gehalt auf eine für die damalige Zeit überraschende Höhe festgesetzt. Er erhielt 800 Taler monatlich, Futter für vierzig Pferde und Verpflegung für eine zahlreiche Dienerschaft². Auch Karl Gustav, unter dessen Augen er bei Warschau gekämpft hatte, bestätigte das Entscheidende des Sparrschen Angriffs, indem er kurz nach der Schlacht von ihm sagte: „Dieser alte Vater Sparr hat sich als ein kriegskundiger General erwiesen. Er hat seines Amtes unerschrocken gewaltet und alles weislich hinausgeführt.“

Der schwedisch-polnische Krieg verlief nicht plötzlich. Wir verfolgen unsren „Feldmarschall“ aber nicht weiter auf seinen Zügen durch Pommern und Mecklenburg bis nach Holstein und Jütland hinauf, sondern wenden uns vielmehr jenem letzten Abschnitte seines Lebens zu, der dem am 1. Mai 1660 geschlossenen Frieden von Oliva folgte.

Ruhmgekrönt kehrte Sparr in die Heimat zurück. Er war der erste Mann im Lande und nahm an Rang und Ansehen dieselbe Stellung ein, wie sie fünfzehn Jahre später der alte Derfflinger innehatte. Er war der Beirat und Vertraute seines Fürsten, besaß Schlösser und Häuser³ und im Lande Barnim die Güter:

² Wegen schlechter Finanzlage des Landes wurden die Gehälter bald darauf (1660) herabgesetzt, und Sparr erhielt von da ab nur noch ungefähr 500 Taler monatlich und 120 Scheffel Korn.

³ Das Stadthaus des Feldmarschalls lag in der Spandauer Straße und bildet jetzt mit seinen Seiten- und Hintergebäuden den dritten Posthof. Unmittelbar zur Linken, wenn man aus dem zweiten Posthof in den dritten eintritt, befindet sich ein in Stein gehauenes Brustbild des alten Sparr und unter demselben folgende, im Auftrage der Baronin von Blumenthal (geb. von Schwerin) angefertigte Inschrift. Aeternitati Sacer Heros Illustrissim. L. B. Otto Christoph de Sparr Coeli Possessiones occupaturus Gratam circumspexit Posteritatem et Linqvendae huic sedi Singularem Mentis Destinatione Heredem fecit Illustriss. Dominam Louissam B. de Blumenthal ex Domo Schwerina Atque Ea Testatura Bene-

Prenden, Trampe, Lande, Uhdorf, Heckelberg, Dannenberg und Tiefensee.

Und betrachten wir nun den Inhalt dieser letzten Lebensjahre, so werden wir nicht ohne eine gewisse Nührung gewahr, wie der alte Kriegsmann in wenig Friedensjahren nachzuholen trachtet, was er in einem Leben voll Krieg und Unruhe versäumt. Aus allem spricht das tiefe Verlangen nach Auferbauen, die Sehnsucht nach Sammlung, nach Frieden in sich und nach Frieden mit Gott. Unser Sparr ist nicht länger mehr der Oberst Sparr, über den die Kürstiner Kammer klagt, „daß er den Mühlenknecht in Ketten gelegt und das Volk gedrückt habe“, nein, er, dessen Scharen so manche Kirche gestürmt und erbrochen, stellt sein Herz jetzt auf die Tröstungen der Kirche und zeigt sich beflissen, ihre Gnaden durch Demut und Wohltun und frommen Wandel zu verdienen. Wenn es daneben noch ein anderes, ein mehr auf diese Welt Gerichtetes für ihn gibt, so ist es der verzeihliche Wunsch, sein eigenes Leben zu einer Abrundung zu bringen und seinen und seines Geschlechtes Ruhm der Nachwelt zu überliefern. Eine Familienstiftung und die Herstellung eines prächtigen Erbbegräbnisses beschäftigen ihn. Aber seine reichen Mittel und seine Sorgen gehören doch in erster Reihe dem Allgemeinen. Er baut Kirchen und Türme, schenkt Glasmalereien und Glocken, und vor allem ist es die Marienkirche zu Berlin,

fico Cineri Quanti fuerit hoc inter vivos donum Simul Ut Perennius Esset Generosae Mentis Monumentum Ingenti id. Sumptu A Damnosa Die Vindicavit et Restituit In firmitatem et decus hoc Quod lectos prospicis Servet hunc verticem Salus et Limen custodiat Jehovae Vigil. oculus Heroi autem nostro. In Sion Esto Habitatio Et in Pace locus ejus Anno 1668. (Der Ewigkeit heilig sei der erlauchte Held. Geneigter Leser! Otto Christoph von Sparr, im Begriffe, seinen Sitz im Himmel einzunehmen, richtete seinen Blick auf die Dankbarkeit der Nachwelt und machte zur Erbin dieses Wohnsitzes, den er verlassen mußte, durch einen besonderen Entschluß seines Geistes die erlauchte Dame Luise von Blumenthal aus dem Hause Schwerin. Diese übernahm das Haus, um der Asche ihres Wohltäters zu bezeugen, wie hoch diese Schenkung unter Lebenden zu werten sei, und um das Andenken des edlen Geistes zu verewigen, mit großem Aufwand von dem Tage an, der uns ihn entriß, und stellte es dauerhaft und prächtig wieder her, wie du es vor Augen siehst. Möge Heil diesem Siebel beschieden sein und das wache Auge Gottes die Schwelle behüten für unseren Helden! Möge er wohnen in Zion und seine Stätte im Frieden haben! Im Jahre 1668.) — In der Mitte des vorigen Jahrhunderts gehörte das Sparrsche Stadthaus dem Minister Adam Otto von Biereck.

die sich in jeglicher Weise seines Beistandes in Not und Gefahr erfreut. Im Jahre 1661 wurde die Turmspitze vom Blitz getroffen, und die hervorbrechenden Flammen machten alsbald die Befürchtung rege, daß die Kirche selbst vom Feuer verzehrt werden würde. Der alte Feldzeugmeister aber wußte Rat, und mit einer damals im ganzen Lande bewunderten Kühnheit und Geschicklichkeit ließ er die brennende Turmspitze herunterschleßen. War er so der Retter der Kirche geworden, so war es jetzt nicht minder sein Stolz, auch der Wiedererbauer des durch ihn zertrümmerten Turms zu werden. Er schien dies zur Ehrenaufgabe seiner letzten Lebensjahre machen zu wollen, überschätzte jedoch seine Mittel und führte dadurch seinen eigenen Ruin herbei, ohne seinen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen. Seine Erben haben später ihrer Mißbilligung dieses frommen Eifers kein Hehl gehabt und nach seinem Tode folgende Worte des Evangelisten Lukas auf eine Kupfertafel niederschreiben lassen: „Wer ist aber unter euch, der einen Turm bauen will, und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er's habe hinauszuführen? Auf daß nicht, wo er den Grund geleget hat und kann's nicht hinausführen, alle, die es sehen, fangen an seiner zu spotten, und sagen: ‚Dieser Mensch hub an zu bauen und kann's nicht hinausführen.‘ Oder welcher König will sich begeben in einen Streit wider einen andren König, und sitzt nicht zuvor und ratschlaget, ob er könne mit zehntausend begegnen dem, der über ihn kommt mit zwanzigtausend?“

Hand in Hand mit dem Turmbau, der Armut hinterließ, wo Reichthum gewesen war, ging die Erbauung eines Sparrschen Erbbegräbnisses⁴, das bis diesen Augenblick nicht bloß eine Zierde

⁴ Das Sparrsche Erbbegräbnis in der Marienkirche besteht in einem an der Nordseite des Chors gelegenen Anbau, dessen oberer Teil einen kleinen, jetzt zum Teil zur Bibliothek eingerichteten Saal enthält. Darunter befindet sich die eigentliche Gruft, über deren am innern Chor befindlichem Eingange sich das Grabdenkmal von weißem Marmor erhebt. Dasselbe zeigt, in architektonischer Einfassung von zwei Säulen nebst Sims, einen etwas überlebensgroßen, geharnischten Mann, kniend vor einem Pult, auf welchem ein Buch nebst Totenkopf und Kreuzifix. Hinter dem Betenden, zur Linken des Beschauers, ein helmtragender Edelknecht in ganzer Figur. Unter der Decke des Pultes schaut mit nach seinem Heren gewandten Kopfe ein Hund hervor. An der mit leiser Architekturandeutung versehenen Fläche hinter der Hauptfigur stehen in deutscher Sprache die Verse Hesek. 37, 3—6 und Hiob 19, 25. Über dem Sims eine gleichsam

der Marienkirche, sondern ihre größte Sehenswürdigkeit ausmacht. Ob es ihm vergönnt war, sein gebeugt Gemüt an der Schönheit jenes prächtigen Marmorbildes aufzurichten, das, von der Hand des Artus Quellinus, den Eingang zur eigentlichen Gruft umgibt, oder ob er hinstarb, eh es vollendet war, sind Fragen, die wir unentschieden lassen. Krank an Körper und Seele, verließ er im Frühjahr 1668 die Hauptstadt, um sie mit Augen nicht wiederzusehen. Er mochte fühlen, daß sein Ende nahe sei. Am 3. Mai vermachte er der Freifrau Luise Hedwig von Blumenthal, der Tochter seines Freundes Otto von Schwerin, sein Stadthaus in der Spandauer Straße; sechs Tage später schied er aus dieser Welt, am 9. Mai 1668, auf seinem Lieblingschlosse zu Prennden. Der reiche Mann, der hochgestellte Diener seines Fürsten, starb in Dürftigkeit. Die Leichenpredigt, die Propst Andreas Müller hielt, konnte wegen Mangels an Geld nicht gedruckt werden, und noch 1675, also sieben Jahre nach Sparrs Tode, bat der Propst bei den Erben desselben um Zahlung gehabter Unkosten und Auslagen. Die Beisetzung der Leiche erfolgte, wie das alte Kirchenbuch von St. Marien besagt, „am 12. Mai, Abends in der Still“, im Beisein vornehmer Leute“.

Turm und Erbbegräbnis, die beiden Denkmale, die sich der Feldmarschall bei Lebzeiten gesetzt, hatten ihn zum armen Manne gemacht. Aber, wie so oft, was ihn erniedrigt hatte, hatte ihn auch erhöht. Turm und Erbbegräbnis sind es, die seinen Namen in der

zum Siebel sich gestaltende Gruppe: inmitten das einfache Sparrsche Wappen, von Mars und Minerva gehalten, zu deren Seiten je zwei an Geschützen gefesselte sitzende Figuren. Dahinter eine Anzahl Fahnen. Das Ganze, im Übergang von Renaissance zum Barockstil, trägt zwar in der gebotenen, herkömmlichen Anordnung die Manier oder den Charakter der Zeit, erweist sich dagegen in seiner Ausführung höchst verdienstlich. Ist gleich ein geharnischter Mann der möglichst ungünstige Gegenstand für Skulptur, so sind doch Kopf und Hände der knienden Hauptfigur vortrefflich modelliert, überhaupt aber ist im Ganzen wie in den Teilen, zumal in den Nebenfiguren, ein künstlerisch modifizierter Realismus unverkennbar. Es offenbart sich darin etwas von dem kräftigen Geiste Schlüters, verbunden mit einem Anfluge jener Manier, die die französische Bildhauerkunst des vorigen Jahrhunderts beherrschte. Wer das Werk schuf, ist nicht mit Sicherheit festgestellt. Die Tradition nennt den jüngeren Artus Quellinus, einen Holländer, den Sohn und Schüler seines gleichnamigen Vaters. Das Denkmal selbst trägt weder Namen noch Chiffre.

Erinnerung der Nachwelt festgehalten haben und bis diesen Tag von einem Ruhm erzählen, der, ohne das ernste, halb rätselvolle Steinbild des Artus Quellinus, vergessener wäre, als er es ist.

Die Geschichte vom alten Sparr hatte seit meinen Kindertagen immer den Zauber jener unbestimmten Linien für mich gehabt, die mehr ahnen lassen als geben, und, so seltsam es klingen mag, ich machte mich auf den Weg nach Prenden in einer gewissen Gehobenheit der Stimmung, als wanderte ich in altes, romantisches Land.

Und es ist auch ein romantisches Land, märkisch-romantisch.

Von Biesenthal aus, — einem Städtchen, das seinerseits wie eine holprige Idylle in der Talrinne des Finowflusses liegt — haben wir noch eine halbe Meile, und diese halbe Meile führt durch eine Art Musterstück heimatlicher Landschaft. Wie Linien, die über ein Blatt gezogen sind, laufen zahlreiche Hügelreihen von Ost nach West, und da wir in senkrechter Linie gen Norden müssen, so haben wir das Terrain in vollkommener Wellenbewegung zu durchschreiten. Die Hügel sind von einer äußersten Sterilität, kaum eine Moosschicht hat sich darauf niedergelassen, und ihr ganzes Erscheinen erinnert lebhaft an die Sanddünen der Ostsee. Zwischen den Hügeln aber dehnt sich jedesmal ein grüner Streifen, aus dessen Mitte leise gekräuselte Wasserflächen, mal dunkel wie ein Teich, mal blau wie ein See, hervorblicken. Alles Lebendige scheint diese Ode zu meiden, keine Lerche wiegt sich in Lüften, kein Storch stolziert am Sumpf entlang, nur eine Krähe fliegt gleichgültig über die Landschaft hin, wie ein Bote zwischen dem vor uns liegenden Wald und dem Biesenthaler Kirchturm in unserm Rücken.

Die Krähe passiert diese Gegenden wie wir, sie wohnt nicht darin.

Ein halbstündiger Gang in dem mahlenden Sande hat uns endlich an eine tiefere Talschlucht geführt, und die andre Seite derselben hinaufsteigend, treten wir ein in die Stille des Waldes. Das Wellenterrain bleibt dasselbe, aber der Boden ist anders geworden, und die roten Fichtenstämme steigen in schlanker Schönheit auf, während das Fehlen alles Unterholzes einen Blick weit waldeinwärts gestattet und den grünen Moosteppich in überraschender Frische zeigt. Der Forst ist von großer Längenausdehnung, aber von wenig Tiefe. So sehen wir es denn bald wieder lichter vor

uns werden und fühlen jenen veränderten Luftzug, der den Ausgang des Waldes verrät. Eh wir ihn erreicht haben, hören wir ein leises Geräusch und gewahren zu seiten eines dichten Brombeerbusches einen Alten, der Reifig sammelt und die zerbrochenen Zweige auf seine Karre wirft. Neben ihm liegt ein alter Spaten, um Wurzeln auszugraben, und an der obersten Karrenspresse hängt ein Korb, drin er die fleischfarbenen Reizker und die gelben Pfefferlinge sammelt, die ihm sein gutes Glück als Zugabe beschert.

Der Alte selbst trägt Strohhut und Leinwandjacke und zeigt nichts Auffälliges als das Fehlen jeder Spur von Oberlippe. Mittlerweile hab' ich ihm guten Tag geboten und frag' ihn, ob er aus Prenden sei.

„Joa, ick bin ut Pren'n.“

„Ist es noch weit Papa?“

„Nei, jlieks wenn Se 'rut komen. Awers sehen künn'n Se nich; 't liggt in'n Grunn.“

„Und ist ein Krug da?“

„Joa, twee. Een jlieks hier vöhrnan, wo Sparren sin Slott stunn.“

„Noch was zu sehen?“

„Beel nich. As ick in't Dörp kām (ick bin nich bühtig von Pren'n), doa stunn noch veel. Awers nu nich mihr. Jck hebb mien'n Sickenstall von Dll-Sparren sin Slott bu't.“

„Und erzählen sich noch die Leute von ihm?“

„Joa, se vertellen noch veel. Un mine Fru seggt immer, de grote Steen, dicht an unsern Luun*, dat wihr Sparren sien Steen. Un vördem, so meent se, sinn oof vier iserne Krampen** anwest, un an jede Kramp wihr wedder ne iserne Kett, und an jede Kett een von Dll-Sparren sine Skloaven. Un oof en Linnenboom wihr doa. Awers nu is de Linn' wech, un de Krampen sinn ooch wech. Man bloot den groten Steen, den hebben se liggen loaten. He mücht' wol en beetten to sweer sinn.“

„Sonst nichts, Papa?“

„Duch, duch. Se vertellen noch allerhann anner dumm Lüüch un dohn joa binah, as wenn he de Düwel selber west wihr. Se seggen, he föhr nich giern dörch'n Sann***, un wenn he sinen

* Zaun. ** Haken. *** Sand.

Mantel antrecken deih, denn wihr et mit eens, as en groten Winn, un Kutsch un Pierd un allens geng heidi dörch de Luft. Mal eens verluhr sien Kutscher sien' Pietsch, un wull sich bücken. Awers Dill-Sparr heel' em von hinnen her fast un seggte man bloot: „Bergett nich, mien Söhn, wo Du bist.“ Un as de Kutscher den annern Dag durch Biesenthal torügg föhr, doa seech he, dat sien Pietsch an'n Biesenthalschen Kirchturm hängen deih. Awers ick glöv et nich. „Ick bin nich bühtig vunn Prens'n.“

„Ich glaub' es auch nicht, aber man kann doch nicht wissen.“

„Nei, weeten kann man't nich. Un se seggen oof, he spökt* in dissen Wald, hier so rümmer. Un ick hebb' oof all so watt hührt, as wie Pietschenknall'n un Pruhsten, un as ob een' vunn wiet aff lachen deih. Nei, weeten kann man't nich.“

„Adieu, Papa, und seht Euch vor!“

„Wovor?“

„Vor'm alten Sparr.“

Er lachte und rief mir nach: „Nei, nei, de Sün is joa noch an'n Heben**.“ Un he kümmt nich an hell'n lichten Dag⁵.“

Es war, wie der Alte gesagt hatte, Prensden versteckte sich. Aber

* spukt. ** am Himmel.

⁵ Es ist sehr interessant zu verfolgen, in welcher Art und nach welchen Gesetzen das Volk sich seine Helden ausstaffiert. Es verfährt dabei lediglich nach einem ihm innewohnenden romantischen Bedürfnis und ist gegen nichts gleichgültiger als gegen den wirklichen historischen Sachverhalt. Otto Christoph von Sparr war in den letzten zehn Jahren seines Lebens ein frommer Kriegsheld. Hätte seine Frömmigkeit nach außen hin in irgend etwas Wundersamem eklatiert, so würde diese eklatante Tat für das Sagenbedürfnis der Prensener Stoff und Anlehnung geboten haben; da Sparrs Frömmigkeit aber stille Wege ging und alles frappierend Wundersame vermied, so war sie für die Prensener so gut wie gar nicht da, die denn auch sein Leben um Züge befragten, die mehr in die Augen sprangen. Da hörten sie von Türkenzügen, vom Niederschießen des Marienkirchturms, von Kettenkugeln, von seinen sonstigen Wundern als Artilleriegeneral, und der Zauberer war fertig. Er hat nun Fausts Mantel und fährt, wie Derfflinger, über die Kirchtürme hin, an denen der eine die Peitsche des Kutschers, der andre die Leerbutte seines Wagens hängen läßt. Was den Stein mit den Krampen und Ketten und den vier Sklaven angeht, so ist es ersichtlich, daß das Reiterbild des Großen Kurfürsten, mit den vier Gefesselten am Sockel desselben, zu dieser wie zu ähnlichen Sagen Veranlassung gegeben hat.

in einiger Entfernung drehte sich eine Mühle langsam im Winde. Dort mußst' es sein.

Und dort war es wirklich. Kaum, daß ich die Mühle passiert hatte, so stand ich abermals an einem jener vielen Taleinschnitte, die hier das Hügelland durchziehen, und sah über die Kronen der unten stehenden Bäume hinweg in Dorf Prenden hinein. Ich werde dieses Anblicks nicht leicht vergessen. Nach rechts hin dehnte sich ein stiller graublauer See mit breitem Sandufer, während sich zur Linken ein durch Gartenland und bestellte Acker hinplätscherndes Fließ in Wald und Wiese verlor. Dazwischen aber — dem Lauf des Tales nicht folgend, sondern die Längslinie desselben quer durchschneidend — lag das Dorf, auf seinen zwei höchsten Punkten Schloß und Kirche tragend.

Die bunten Farben eines Herbsttages steigerten noch den Reiz des Bildes.

Ich durchschritt das Dorf, um zuerst die jenseits gelegene Kirche nach ihren etwaigen Schätzen zu durchforschen. Konnte nicht Edell Sparr ein Marmordenkmal im hohen Chor oder Emerentia von Seestedt einen Denkstein vor dem Altar haben? Die Hoffnung war gerechtfertigt, aber sie blieb unerfüllt, und ich habe selten einen freudloseren Platz betreten. Malerisch hatte mich die Kirche von der andern Seite des Hügels aus begrüßt, nun erst sah ich, daß alles nicht viel andres als eine Landschaftskulisse gewesen war. Das Innere kahl, der Kirchhof verödet und kein Andenken ersindbar als das eine, das sich der Feldmarschall selber gestiftet: zwei schöne Glocken, deren Inschriften unter einer Kruste von Schwalbenguano meiner Entzifferungskunst spotteten.

Und so hatt' ich denn Einblick in eine Kirche getan, deren gesamter Kunstschmuck ein zerbrochener Nest eines Altarschnitzwerks, und deren historisches Glanzstück außer den zwei Glocken eine vereinzelt Kriegsdenkmünze vom Jahre 1813 war.

Ich war enttäuscht, aber nicht verstimmt; denn Kirchhof und Kirche hatten als Musterstücke in ihrer Art zu mir gesprochen. Auch hatt' ich bald der Ode vergessen, als die Dorfstraße mich wieder aufnahm. An hohen Stangen reiften die Saatbohnen für das nächste Jahr, und der eigentliche Baum an dieser Stelle schien der Holunderbaum zu sein, dessen schwarzrote Beerenbüschel über alle Säune hingen. Diese selbst aber waren mehr in graue Flechten als

in grünes Moos gekleidet, und der Rauch stieg langsam und mühevoll auf, als läge ein Druck auf allen Dächern.

So kam ich an den diesseitigen Krug, genau die Stelle, wo vor dem die Einfahrt in den Schlosshof war. Die Krügerin berichtete mir Ähnliches wie der alte Reifigsammler und fuhr dann, indem sie mich plaudernd an die Küchentüre führte, fort: „Hier links und rechts waren die Karpfenteiche, soweit das Kohlsfeld reicht, und weiterhin, wo Sie den Türklischen Weizen sehen, da fing der Obstgarten an. Dies hier herum war Hof. Mein Mann hat es gekauft: Krug und Schloß und Garten, und alles, was auf und in der Erde ist.“ Auf meine Frage, „ob viel in der Erde sei“, antwortete sie zustimmend und erzählte mir, daß nicht nur der Ziegenstall des alten Reifigsammlers, sondern auch die Wirtschaftsgebäude des Krügers aus dem bequemen Steinbruch des ehemaligen Sparrenschlosses gebaut worden seien.

Ich trat nun in den Garten, um die Reste, die bis dahin der Spreng- und Grabekunst der Prendener gespottet haben mochten, in Augenschein zu nehmen. Anfangs empfing ich nur den Eindruck einer unentwirrbaren Masse, bald aber fand ich mich zurecht und konnte mit Hilfe der nach zwei Seiten hin völlig intakt erhaltenen Fundamente die Grundform des alten Schlosses unschwer verfolgen. Es scheint ein Gebäude von fünfzig Fuß Länge und halb soviel Tiefe gewesen zu sein, an das sich nach der Hofseite hin ein Turm, wahrscheinlich der Treppenturm, anlehnte. Die schön gewölbten Keller sind noch teilweise im Gebrauch, ja, bis vor kurzem ließ sich das ganze Souterrain durchschreiten, und Küche und Waschküche (mit dem eingemauerten Kessel) waren unverkennbar. Die Festigkeit dieser Grundmauern ist ihre Rettung gewesen, und ist es noch: sonst würden auch sie bald verschwunden sein, um als Stallgebäude wieder aufzuwachsen. Ein bescheidenes Maß von Schutz mag ihnen auch der Umstand gewähren, daß sie hoch mit Erdreich überschüttet sind, so daß Birnbäume darauf wachsen und Hagebuttensträucher eine Art lebendiger Hecke bilden.

Ich pflückte mir einen Zweig, an dem bereits die roten Beeren hingen, und steckte ihn an den Hut. Und als ich bald darauf wieder auf der Höhe des Hügels stand und noch einmal in das verschleiert daliegende Dorf zurückblickte, das jetzt bei niedergehender Sonne in wunderbaren Farben schwamm, klang von der andern Hügelseite

her die Betglocke zu mir herüber. Es war eine der alten Sparrenglocken, und es klang mir, als rief sie mir einen Gruß nach und einen Dank für freundliches Gedenken.

Und nun trat ich, weiterschreitend, in den dunkel gewordenen Forst, und die Fichtenkronen neigten sich tief im Abendwind. Ein Rauschen ging voll und wachsend durch den Wald. Ich zuckte zusammen, halb in Lächeln und halb in Bangen, und murmelte vor mich hin: „Sparr kümmt, — man kann et nich weeten.“

Lichterfelde

Sein Nam' und seiner Glocken Klang
Ziehen still die Heid' entlang.

Prenden bildete den linken Flügel des Sparrenlandes, dessen Zentrum, wie schon hervorgehoben, um Neustadt-Eberswalde herum gelegen war. Es bestand aus folgenden Dörfern: Hohenfinow, Tornow, Sommerfeld, Krüge, Klobbicke, Welsickendorf, Dannenberg, Heckelberg, Trampe und Lichterfelde.

In den sechs erstgenannten Dörfern, die seinerzeit zu dem ältesten Besitzstande der Familie gehörten, ist nichts mehr, was an die Sparrs erinnerte. Verbleiben noch: Dannenberg, Heckelberg, Trampe und Lichterfelde.

In Dannenberg klingt es nur leise noch von den Sparrs, und allein ihr Name lebt noch fort in dem „Sparrenbusch“, der unmittelbar vor dem Dorfe beginnt und den Reisenden bis in die Freienwalder Heide begleitet.

In Heckelberg finden wir schon mehr. Hier begegnen wir wieder einigen Sparrenglocken. Heckelberg war nur kurze Zeit in Händen der Familie; der Feldmarschall besaß es durch wenige Jahre hin, aber diese wenigen Jahre waren ausreichend für ihn, um seiner frommen Leidenschaft ein Genüge zu tun und der Kirche entweder neue Glocken zu schenken oder die alten zu erneuern. Wir finden zwei: eine größere aus dem Jahre 1656, die außer dem Glockenspruche „Soli Deo Gloria“* noch die Namen des Amtmanns, des

* Gott allein die Ehre.

Schulzen, des Pfarrherrn und der Kirchenvorsteher, außerdem eine etwas kleinere aus dem Jahre 1663, die den Namen „Otto Christoph Freiherr von Sparr“ trägt.

In der Heckelberger Kirche — freilich ohne alle Beziehung zu den Sparrs — ist auch ein Schnitzaltar, dessen ich erwähnen möchte, nur um vor Restaurierungen zu warnen, wie deren eine hier stattgefunden hat. Ermöglicht sich keine wirkliche Restaurierung, die mit ihrem reichen Goldschmuck oft sehr kostspielig ist, so tuen die Gemeinden am besten, die Sache zu lassen, wie sie ist, oder aber dem ganzen Schnitzwerk einfach eine weiße Lünche zu geben. Ich bin diesem Auskunftsmittel in mehreren Dorfkirchen begegnet und muß einräumen, daß, wenn man das Bessere nicht haben kann, dies unter dem Schlimmen das Mindestschlimme ist. Die Sachen wirken dann gipsfigurenhafte, was etwas Kaltes, aber doch niemals etwas direkt Störendes hat.

Vor dem Altar der Heckelberger Kirche befindet sich ein Grab. Einer der Geistlichen ist dort begraben, und die Stelle markiert sich durch nichts als durch eine schwache muldenhafte Einsenkung des Fußbodens, infolge deren die Steine lose geworden sind. Wir äußerten ein leises Befremden darüber, aber der uns begleitende Heckelberger antwortete ruhig: „Wir tuen, was wir können. Alle paar Jahr schütten wir nach und stampfen's fest, mörteln auch die Steine wieder ein, aber es hilft nichts: er geht immer tiefer, und eh wir's uns versehen, ist die Mulde wieder da.“

Ein leiser Schauer überlief uns bei dieser Erzählung.

Wir kommen nun nach Trampe. Trampe ist altsparrisch, aber in den Wirrsalen des Dreißigjährigen Krieges ging es teilweise verloren, und erst der Feldmarschall eroberte es der Familie zurück. Er scheint ihm eine besondere Vorliebe zugewandt und, wenn er nicht in der Hauptstadt war, abwechselnd hier und in Prenden residiert zu haben. Auf beiden Gütern entstand ein Schloß, während indes in Prenden nur noch ein Trümmerhaufen davon erzählt, zeigt sich in Trampe alles wohl erhalten. Schloß und Park existieren noch, verändert und umgebaut zwar, aber in ihrer Grundanlage dieselben geblieben. Der Park mit kostbaren alten Bäumen und einer Burgruine weist noch eine seltsam geformte, acht Zifferblätter zeigende Sonnenuhr auf, die auf mehreren dieser Zifferblätter

den Namen des Feldmarschalls trägt. In der Kirche befinden sich ein paar Bilder und Grabsteine, doch ohne Beziehung zu den Sparrs. Nur die Glocken erzählen wieder von ihnen und diesmal nicht nur von unserem Otto Christoph, sondern auch von seinen Vettern, die er, wie es scheint, mit heranzuziehen und seiner Glockenpassion dienstbar zu machen wußte.

Die Inschrift der ersten Glocke lautet: „Der wohlbede geborne Herr Ernst Sparr, Ihrer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit zu Brandenburg Rat und bestallter Hauptmann zu Zechlin und Lindow, Erbherr auf Trampe, Prenden, Beerbaum und Dannenberg.“ Dazu das einfache Sparrsche Wappen und: „Gosß mich Jakob Neuwert zu Berlin 1660.“ (Diese Angabe wiederholt sich auf allen drei Glocken.)

Die Inschrift der zweiten Glocke lautet: „Ernst George des Heiligen Römischen Reiches Graf von Sparr, der Römischen-Kaiserlichen auch zu Polen und Schweden Königlicher Majestät Geheimer Kriegsrat, Generalleutnant und Generalfeldzeugmeister beiderseits Kammerherr und Obrister zu Roß und Fuß, Herr auf Trampe, Prenden, Dannenberg und Beerbaum.“ Dazu das gräflich Sparrsche Wappen.

Die dritte Glocke ist die wichtigste. Sie rührt von dem Feldmarschall her, ist aber gesprungen und befindet sich deshalb nicht mehr neben ihren zwei Schwestern oben in der Höhe, sondern unten im Turm, wo man ihre Inschrift mit Bequemlichkeit¹ lesen

¹ Es verlohnt sich, dies eigens hervorzuheben, denn unter den mannigfachen kleinen Strapazen, womit das Hinaufsteigen in alte Türme und das Hinabsteigen in alte Gräfte verbunden ist, steht das Glockeninschrift-Lesen obenan. Ohne „Licht und Leiter“ geht es eigentlich kaum, aber beide sind nie zur Hand, und so fällt einem das Loß zu, sich zu helfen, sogut es geht. Das erste ist, daß alle Schalllöcher geöffnet werden, die nun natürlich einen Zug herstellen, als sollte Wäsche getrocknet werden, während es dem vom Treppensteigen Erhitzten wie der Tod über den Rücken läuft. Nun sind die Schalllöcher auf, und das Licht dringt ein, aber entweder die Distanz oder die gotischen Buchstaben oder gar der Schwalbenguano spotten noch immer der Entzifferungskunst des unten Stehenden, der sich nun genötigt sieht, die Reste seiner Turnerschaft hervorzusuchen. Erst ein Griff nach dem Oberbalken, dann ein Schwung in das Kreuzgebälk hinein, — so, halb hängend, halb stehend, beginnt die Lektüre. Ist nun ein gefälliger Küster, dem sich Wort für Wort diktieren läßt, mit in den Turm hinaufgestiegen, so kann das Schlimmste der Expedition als überstanden an-

und neben dem schönen Guß auch an ihrer Patina den ersichtlich feinen Erzgehalt bewundern kann. Die Inschrift lautet: Otto Christoph Freiherr von Sparr, der Kurfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg Geh. Kriegsrat, Feldmarschall, Obergouverneur der in der Chur und Mark Brandenburg, Herzogtum Hinterpommern und Fürstentum Halberstadt belegenen Festungen, Obrister zu Ross und zu Fuß, Herr zu Trampe, Prenden, Lanke und Neustadt an der Dohhl" (soll höchstwahrscheinlich Dosse heißen). Darunter das Sparrsche Wappen.

Diese Glocke, wie man sonst wohl mit gesprungenen Glocken tut, umzuschmelzen, wäre nicht ratsam, da sie dadurch aufhören würde, die alte Sparrenglocke zu sein, und zwar, soviel ich weiß, die schönste und reichste, die er hat gießen lassen. Allerhand Sagen knüpfen sich außerdem an dieselbe, die den Feuertod sterben würden, wenn man sich entschlösse, durch Umschmelzung aus der alten Glocke eine neue zu machne. Die eine Sage berichtet die vielerorten wiederkehrende Geschichte vom Glockengießer, der eine Schlange mit in die Glockenspeise hinein getan habe, so daß seitdem die Schlangen aus der Umgegend verschwunden seien. Die andere meint, daß die Glocke aus türkischen Geschüßen gegossen sei, die der Feldmarschall während seines Türkenzuges den Ungläubigen abgenommen, ja sie geht noch weiter und verbürgt sich, daß Sparr die Glocke selbst erobert und später dafür gesorgt habe, daß sie durch Trammer Bauern aus dem fernen Ungarlande herbeigeholt worden. Auch die glaubhaftere Hälfte dieser Tradition hält eine Kritik nicht aus, da die Glocke, wie sie selber besagt, 1660 gegossen wurde und „Vater Sparr“ erst 1664 seinen großen Türkenzug antrat.

Und nun endlich Lichterfelde selbst! In seiner Kirche, der ausnahmsweise die Sparrenglocken fehlen, befinden sich drei Kindergrabsteine aus der Sparrzeit. Sie sind sehr abgetreten, einer so völlig, daß von Inschriftlesen keine Rede mehr sein konnte. Bei den

gesehen werden; hat er aber aus diesem oder jenem Grunde seine kleine Tochter mit hinaufgeschickt, so bleibt einem schließlich nichts anders übrig, als sich, wie der „Glöckner von Notre-Dame“, seitwärts auf die Glocke zu werfen und, die „große Marie“ fest umarmend, auf dem erzenen Rücken derselben die Inschrift abzuschreiben.

beiden andern entzifferte ich folgendes. Auf dem größeren: „Anno 1606 (oder 1600, wahrscheinlich letzteres) ist geb. Anna Sparr und . . . 16 . . . in Gott selig entschlafen; der Seele Gott genade.“ — Auf dem kleineren: „Anno 1604 d. 2. Januar ist geboren Elisabeth Sparrn . . . entschlafen d. 3. Januar um 12 Uhr in der Nacht.“

Die Hauptschenswürdigkeit ist das Schloß, in dem mutmaßlich um 1605 unser Otto Christoph geboren wurde. Dieser Umstand allein schon würde dem Schloß ein Anrecht auf unser Interesse geben; es trifft sich aber, daß es, abgesehen von seinen Beziehungen zu den Sparrs, auch als eine durch Eigenart und Munifizenz ausgezeichnete bauliche Schöpfung anzusehen ist.

Aber die näheren Umstände des Baues, über Jahreszahl, Namen der Bauherrn und des Baumeisters gibt eine lateinische Inschrift Auskunft, die sich in Front des Schlosses befindet. Sie lautet:

Dominus conserva nos. Psalm 126. Nisi Dominus aedificaverit Domum in vanum laboraverant, qui aedificant. Ao. Dni. 1565 Die 26 Julii Arend et Christoff Fratres de Sparrn hanc Domum aedificare inceperunt, in Ao. 1567 cum gratia Dei patris nostri Jesu Christi consummaverunt per Joachimum de Roncha ex Italia de Manilia.

Soli Deo Gloria.

Renovat. In Ao. 1580.

Also etwa:

„Der Herr schütze und bewahre uns! Psalm 126 (muß heißen: Psalm 127). „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die dran bauen.“ Anno 1565 haben die Brüder Arend und Christoph von Sparr dies Haus zu bauen angefangen; Anno 1567 haben sie es durch die Gnade Gottes und unseres Heilands Jesu Christi beendet, und zwar unter Leitung Joachims von Roncha aus Manilia in Italien. Ruhm dem alleinigen Gott! Erneuert Anno 1580.“

Diese Inschrift, wiewohl bis diesen Tag in aller Deutlichkeit zu lesen, hat zwei schwache Punkte: einmal den Namen und Geburtsort des italienischen Baumeisters, dann die Renovierungsjahreszahl 1580. Es ist mindestens ungewöhnlich, daß ein überaus solid auf-

geführter Schloßbau nach 13 Jahren schon wieder renoviert wird. Dies aber ist unwichtiger. Wichtiger ist die Frage: Wer war dieser Joachim von Roncha aus Manilla in Italien? Gibt es ein Manilla, gibt es einen Roncha, oder ist alles Irrtum und Verdrehung von Anfang bis Ende? Mörner hat folgende Lesart vorgeschlagen: per Fra. Chiaramellum (da Gandino) ex Italia de Venetia, wobei er sich auf die Tatsache beruft, daß es einen Joachim von Roncha niemals gab, wohl aber einen Francesco Chiaramello oder Chiaramelli (da Gandino), der von 1562 bis 1565 die Festung Spandau zu bauen begann.

Diese Mörnersche Interpretation ist außerordentlich scharfsinnig und möglicherweise zutreffend. Wir lassen sie jedoch auf sich beruhen und treten lieber in den Schloßbau selber ein.

Im Vorflur empfängt uns ein alter Herr, der Freund und Majordomus des Hauses, der in Abwesenheit des Besitzers die Repräsentation auf sich genommen hat. Wir nennen ihm unsere Namen, er zieht sein Käpsel, und mit dem plaudergemütlichsten Ciceronetton von der Welt, nicht ohne lebenswürdigen Anflug von Humor und Satire, beginnt er: „Sie werden hier eine der sonderbarsten Bauschöpfungen alter und neuer Zeit kennenlernen. Das Schloß hat weder Treppe noch Küche und besteht ausschließlich aus zwölf Zimmern und zwölf Klosetts.“

So eingeführt, beginnen wir unsern Umgang und überzeugen uns alsbald, daß eine präzisere Totalbeschreibung des Schlosses und seiner baulichen Absonderlichkeiten nicht wohl gegeben werden konnte. Was sich der Baumeister, er heiße nun Chiaramelli oder Roncha, bei dieser Herrichtung gedacht haben mag, ist schwer zu sagen. Wohl bin ich Schlössern begegnet, z. B. dem berühmten Lochlevenschloß in Schottland, in denen die besondere Dicke der Mauern ebenfalls zur Herstellung solcher „Bequemlichkeiten“ dienen mußte, weil es im übrigen an Raum gebrach. Wenn es indessen irgend etwas gibt, dessen das Lichterfelder Schloß nun gerade nicht ermangelt, so ist es Raum. Seine Dielen und Flure wirken wie Hallen, und seine Zimmer wie Säle.

Unser Cicerone sprach aber auch die Worte: „Keine Treppe und keine Küche.“ Und auch damit hat es seine Richtigkeit. Wenigstens gehabt. Was die Treppe angeht, so befindet sich dieselbe bis diesen Tag in einem eigenen, von außen angebauten Treppenhause, von

dem die Sage geht, daß es deshalb früher nicht vorhanden war, „weil der alte Arendt Sparr, nach Art ähnlicher Sagenväter, den Zutritt zu seiner schönen Tochter durchaus unmöglich machen wollte.“ Erst nachdem der Eintritt der bekannten Erscheinungen unsren alten Sparrenvater, wie so manchen Vater vor und nach ihm, von der Unmöglichkeit solcher Isolierung überzeugt hatte, entschloß er sich reumütig, dem Hause das zu geben, was ihm bis dahin gefehlt hatte — eine Treppe.

Das Schloß, wie seine Inschrift besagt, wurde 1565 bis 1567 gebaut und 1580 renoviert. Ich vermute jedoch, daß es 1650 statt 1580 heißen muß. Jedenfalls haben sehr bald nach dem Dreißigjährigen Kriege Renovierungen stattgefunden, da während des Krieges, wie Beckmann berichtet, die Seitengebäude des Schlosses durch den schwedischen General von Demitz eingeäschert worden waren. Natürlich mußte das Schloß selbst bei dieser Einäschierung mit leiden. Aber gleichviel, die Grundanlage des Schlosses ist seit den Tagen Arendts von Sparr und seines Sohnes Otto Christoph unverändert geblieben.

Und wie das Sparrenschloß blieb, so die Sparrenerinnerungen. Vor allem selbstverständlich die, die dem alten Feldmarschall gelten. In jedem der Dörfer, die dem Sparrenlande zugehören, ist er gekannt, in dem einen als Zauberer, in dem andren als Türkenbesieger, überall aber als der „Glockenmann“, der sich vorgesezt hatte, am ganzen Laufe des Finowflusses hin seine Glocken klingen zu hören. Und wer an der Biesenthaler Wassermühle den kleinen Fluß passiert oder an einem Herbstabende bei fallendem Nebel an dem Tramper Park und seinen Burgtrümmern vorüberkommt, der fühlt wohl, daß ihn sein Weg in Gegenden geführt hat, wo's nicht wundernehmen darf, daß alte Volksagen noch lebendig sind und weiter wachsen und schaffen. Und ein alter Knecht lebt noch auf einem der ehemaligen Sparrendörfer, der sieht alles voraus, was passiert, und prophezeit von einem großen Kriege, der in den achtziger Jahren kommen wird. „Dann werden die Menschen so rar werden wie die Störche im Jahre 1857, wo ein großer Sturm sie verschlagen und so viele umgekommen waren, daß man alle fünf Meilen nur einen noch sah. So wird Gott die Menschen schlagen, wie er damals seinen Gottesvogel geschlagen. Und dann werden die Menschen sich freuen, wenn einer den andern sieht.“

Am Werbellin

Ihre Dächer sind gefallen,
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüberhin.

Franz Kugler

Und ich der Mittag kam, da lag
Hauptweis das Wild erschlagen.

Eberjagd

Eine halbe Meile nördlich von Lichterfelde, schon auf uckermärktischem Grund und Boden, begegnen wir dem sagenreichen Werbelliner See, auch wohl in Kürze „der Werbellin“ geheissen. Ein Zauber ist um ihn her, und was der „Blumenthal“ unter den Forsten ist, das ist der Werbellin unter den Seen dieses Landesteiles.

Es scheint, als ob alle Welt, auch in alten Tagen schon, ein Ohr für den Wohlklang dieses Namens gehabt habe; denn alles, was um den See herum gelegen ist, hat den Namen von ihm entlehnt, und wir unterscheiden außer dem eigentlichen „Werbellin“ noch eine Stadt, ein Dorf und ein Schloß gleiches Namens, woran sich dann schließlich der Werbelliner Forst reiht, dessen wir schon früher, als des kostbarsten Jagdgrundes der Hohenzollern, gedacht haben.

Stadt Werbellin.

Sie soll an der Stelle des jetzigen Sees gestanden haben, so daß wir hier — wenn der Überlieferung irgend etwas Reales zugrunde liegt — einen jener „Erdfälle“ anzunehmen hätten, über deren Art und Vorkommen ich in dem Buckowkapitel ausführlicher gesprochen habe. Das Terrain indes ist hier ein wesentlich anderes und macht einen Erdfall um vieles weniger glaubhaft. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat eine Stadt Werbellin niemals existiert. Wenn Fischbach von zwei alten im Rathause zu Neustadt-Eberswalde befindlichen Urkunden spricht, die das Datum des St.-Gregors-Tages 1306 und des 19. Februar 1319, als Ausstellungsort aber den Namen Werbellin tragen, so steht jetzt fest, daß damit das Schloß Werbellin, nicht aber die sagenhafte Stadt gleiches Namens gemeint gewesen ist.

Dorf Werbellin.

Ist neueren Datums. Eine halbe Meile südlich vom See gelegen, zählt es zu den Pfälzer Kolonien, die 1748 in der Mark angelegt wurden. Es trägt seinen poetischen Namen ziemlich unverdient.

Schloß Werbellin.

Es lag an der Südwestspitze des Sees¹, höchstwahrscheinlich auf einer Landzunge, die mittelst eines Durchstichs in eine schwer zugängliche Insel umgewandelt wurde. Das war um 1247, und es scheint, daß es unter allen markgräflichen Schlössern jener Epoche nicht nur das größte, sondern auch ein bevorzugter Aufenthalt mehrerer unter den Askaniern war. Hier wurden die schon obenerwähnten Urkunden ausgestellt und wohl viele andre mit ihnen. Von Schloß Werbellin aus schickte Markgraf Waldemar seinen Kanzler Nikolaus von Buch an den Rhein, als nach Kaiser Heinrichs VII. Tode ein neuer Kaiser gewählt werden sollte, und gab ihm, wie wir heute sagen würden, charte blanche*, zu wählen nach seinem Ermessen. Nikolaus von Buch gab seine Stimme an Ludwig den Bayer, an den einzigen, an den er sie nach dem stillen Wunsche Waldemars nicht geben sollte. Der empörte Markgraf, so heißt es, ließ den zurückkehrenden Kanzler nach dem nah gelegenen Schloß Grimnitz² bringen, ihn dort in den Kerker werfen und verhungern.

¹ An der Mittelbiegung desselben, und zwar dort, wo jetzt malerisch zwischen Wald und See das Dörfchen Altenhof gelegen ist, erhob sich noch ein zweites Werbellinschloß: Schloß Breden. Unter dem dortigen Forsthaufe befinden sich gewölbte Keller, die man vor etwa hundert Jahren entdeckte, als der Grund zur Aufführung einer neuen Försterei gelegt werden sollte. Man fand aber nicht bloß alte Gewölbe, sondern auch kupferne und eiserne Gerätschaften, die bis diesen Tag in der Försterfamilie (seit über hundert Jahren immer dieselbe) aufbewahrt werden. Die dörfliche Tradition spricht sogar von einem Fasse mit Wein, dessen Dauben bei der Berührung in Staub zerfielen, während der Wein in der topasfarbenen Weinsteinkruste, die sich gebildet hatte, wie in einer Kristallbowle unverändert stehenblieb.

* unumschränkte Vollmacht.

² Schloß Grimnitz, in unmittelbarer Nähe des „Werbellin“ am Grimnitzsee gelegen, war ebenso der bevorzugte Aufenthalt Ottos IV., des sogenannten Markgrafen mit dem Pfeil, wie Schloß Breden und Schloß Werbellin die bevorzugten Plätze Markgraf Waldemars waren. „Hier war es

Die Sage fügt hinzu, der Markgraf habe täglich frische Äpfel vor das vergitterte Fenster legen lassen, um durch den Anblick der Labefrucht die Qual des Unglücklichen zu steigern.

1319 starb Markgraf Waldemar, und es kam eine wilde, herrenlose Zeit. Auch Schloß Werbellin sank von seiner Höhe; noch im Laufe desselben Jahrhunderts, oder doch spätestens zu Beginn des nächstfolgenden, wurd' es zerstört. Der eine Bericht sagt „durch die Litauer“; ein anderer nennt die Quikows, die gemeinschaftlich mit dem Ruppiner Grafen die Burg angegriffen hätten. Ihr Zug richtete sich gegen Chorin. Auf dem Felde zwischen Lichterfelde und dem Werbelliner See wird noch die Stelle gezeigt, wo der Abt von Chorin den Siegern entgegenkam und mit ihnen über gute Bedingungen verhandelte.

Der Werbelliner Forst.

Aus Gründen besserer Verwaltung hat man ihn in eine westliche und östliche Hälfte geteilt, die nun den Namen „Großschönebecker und Grimnitzer Forst“ führen. Als Waldgrund mag er innerhalb unsrer Marken überflügelt werden, als Jagdgrund steht er einzig da. Ein Teil des Forstes, die sogenannte Schürf- oder Schorfheide, die sich eine halbe Meile lang am Nordwestufer des Sees entlang zieht, dient eigens dem Zwecke, das Wild zu pflegen, also den Rest des Forstes in einen desto reicheren und besseren Jagdgrund zu verwandeln. Der nahe See mit seinem kostbar klaren Wasser (eine Folge seiner Kalk- und Tongründigkeit) eignet sich zur Tränke, während außerdem Brunnen in den Wald gegraben sind und überall ausgebreitete Heu- und Moosbetten über die Gefahren und Beschwerden des Winters hinweghelfen. Und das alles

auch wohl“, so schreibt J. Brunold, „wo Markgraf Otto mit seiner kühnen Gemahlin Heilwig von Holstein am Schachbrett saß, von Spielteuten umgeben, ganz so, wie es uns ein Bild in der Manessischen Sammlung der Minnesänger noch heute zeigt.“ 1529 ward auf Schloß Grimnitz ein Friede zwischen der Mark und Pommern geschlossen, der ausdrücklich der Friede zu Grimnitz heißt, und 1549 brach hier Kurfürstin Hedwig, die Gemahlin Joachims II. (nicht die „schöne Gieslerin“, wie andere erzählen), durch den morsch gewordenen Fußboden des ersten Stockes und nahm, auf die Hirschgeweihe der darunter befindlichen Halle niederstürzend, so schweren Schaden, daß sie von der Zeit ab an Krücken gehen mußte.

nur sehr ausnahmsweise mit der hinterlistigen Absicht, den heute noch gehegten und gepflegten Hirsch bei nächster Gelegenheit ins Blatt zu treffen. Denn der Wildstand hier entspricht einer Parade-truppe. „Lehlingen“, so heißt es, „ist für den Gebrauch. Werbellin und Grimnitz aber sind für die Repräsentation.“ Dort jagen die Hohenzollern um des Jagens willen; im Werbellin jagen sie nur an Fest- und Galatagen, um ihren Gästen zu zeigen, was hohe Jagd in den Marken sei.

Lehlingen nichtsdestoweniger ist ein Rival, und in dieser und jener Branche sogar ein siegreicher. Aber an Rotwild bleibt Werbellin à la tête*. Seine Forsten umschließen 3000 Hirsche, die größte Zahl, die, soweit die Kenntnis davon reicht, an irgendeinem Punkte der Welt innerhalb eines abgegrenzten Reviers gehalten wird³. Hier war denn auch, wie selbstverständlich, der Platz, wo sich die Zahl der getöteten Hirsche (denn trotz des Prinzips der Schonung müssen die alten weggeschossen werden) auf eine Höhe bringen ließ, die selbst von den Laten des Cooperschen „Hirschtöters“ schwerlich erreicht worden ist. Der jetzt im Potsdamer Wildpark angestellte Wildmeister Gruszdorf war dreißig oder vierzig Jahre lang Förster im Werbelliner Forst, und die Leute versichern von ihm, daß er derjenige Jäger sei, der in seinem Leben die meisten Hirsche geschossen habe. Er kannte nicht nur alle, die überhaupt da waren, er fand auch alle, die er finden wollte, und traf alle, die er treffen wollte. Nur vom bayrischen Grafen Arco heißt es, daß er unsrem Gruszdorf als „Hirschtöter“ möglicherweise gleichgekommen sei.

Im Werbelliner Forst befinden sich 3000 Hirsche. Nur um die Brunstzeit, etwa von Mitte September bis Mitte Oktober, umschließt er noch tausend mehr. Dann erscheinen die Wanderhirsche. Sie kommen aus den benachbarten Landesteilen, aus Mecklenburg, Pommern, Schlesien, selbst aus Polen und Ostpreußen, also bis hundert Meilen weit. Alle diese Gegenden, namentlich die nordöst-

* an der Spitze.

³ Eine gleich große Zahl befindet sich nur noch in dem berühmten Tiergarten („Dyrehave“) von Kopenhagen. Als König Friedrich Wilhelm IV. 1844 in Kopenhagen war, besuchte er auch den Tiergarten, Treiber und Jagdbediente bildeten Spalier, und vor dem im Portal der „Eremitage“ stehenden Könige wurden gegen 3000 Hirsche vorbeigetrieben. Die klugen Tiere verrieten keine Spur von Scheu. Die Leute in der Eremitage erzählten von dieser „Revue“ bis diesen Tag.

lich gelegenen, haben weniger Weibchen in ihren Wäldern, und dieser Umstand treibt die männlichen Hirsche westwärts, und speziell an das Seeufer des Werbellin. Hier ist dann Rendezvous, „Konvivium“, wie es die Leute nennen. Weil der Weg weit und die Fährlichkeit der Reise groß ist, so machen sich nur die stärksten Tiere auf den Weg, wissen auch wohl, daß sie als Eindringlinge kommen, und daß es ohne schwere Kämpfe, ohne den ganzen Zorn erwachter Eifersucht, nicht abgehen wird. Diese Kämpfe finden denn auch jedesmal statt, aber überraschenderweise selten mit den eigentlichen Herren des Forsts, sondern gemeinhin unter den Herbeigekommenen selbst. Sie fechten Eindringling gegen Eindringling, etwa Pole gegen Ostpreuße, oder Schlesier gegen Pommer, und das Resultat ihrer Streitigkeiten pflegt in den meisten Fällen das zu sein, daß, während die beiden fremdländischen Heroen miteinander kämpfen, auch wohl sich töten, der einheimische Märker den Liebespreis davonträgt.

Die fremden Hirsche bleiben etwa vier Wochen. Dann kehren sie wieder heim.

Seit einem Menschenalter hat sich dieser Zuzug von außen her etwas verringert. Wahrscheinlich infolge des Jahres 1848. Die Jagdfreiheit machte damals den Marsch von Polen und Preußen bis in die Mark noch erheblich gefährlicher als in ruhigeren Zeiten, und die Gefahren jenes Jahres scheinen wenigstens bei den Wanderhirschen unvergessen zu sein.

Wir treten zum Schluß aus dem Forste heraus wieder an den See, den „Werbellin“, der all dieser Umgebung: Wald, Burg, Dorf, seinen Namen gegeben.

Einladend wie der See waren auch seine Fische. Es war ein Muränensee und sehr wahrscheinlich der größte und schönste unter denen, die sich mit ihm in die gleiche Namenshre teilen⁴. Auch schon in kurfürstlichen Tagen wußte man davon, und 1565 schrieb Kurfürst Joachim an den Magistrat zu Neustadt-Eberswalde und

⁴ Märkische Muränenseen waren zu Bedmanns Zeiten folgende: der Moriner, der Soldiner, der Lyghener und der Stechliner, ferner der Lindower und der Schermühlfsee. Mehrere davon, wenn nicht alle, haben inzwischen ihre Muränen verloren, ebenso wie der „Werbellin“.

ordnete an: „Müssen man gegen Fastelabend eklich=vieler Fische benöthigt wäre, so viele Muränen und Karpfen, als nur zu bekommen wären, in dem ‚Werbellin‘ fangen und mit zwei Pferden und Wagen zur churfürstlichen Küche bringen zu lassen.“

Mit diesen Muränen ging es noch fast dreihundert Jahre lang, bis es plötzlich ein Ende damit hatte. Der Kormoran kam. Der Kormoran oder schwarze Seerabe, sonst nur in Japan und China heimisch, hatte auf seinen Wanderzügen auch mal den baltischen Küstenstrich berührt und es „am Werbellin“ anscheinend am wohllichsten gefunden. Denn hier war es, wo er sich plötzlich zu vielen, vielen Tausenden niederließ. Der schöne Forst am See hin bot prächtige Bäume zum Nesterbau und der See selbst die schönste Gelegenheit zum Fischen. Nun, scheint es, waren die Kormorans insonderheit auch Feinschmecker, und statt sich mit all und jedem zu begnügen, was ihnen in den Wurf kam, richtete sich ihr Begehre vor allem auf die Muräne. Sie fischten nach ganz eigentümlichen Prinzipien und betrieben den Raub nicht als einzelne Freibeuter, etwa wie Fischreier und ähnliche auf niedrigster Stufe der Kriegskunst stehende Tiere, sondern das Geheimnis taktischen Zusammenwirkens hatte sich ihnen in seiner ganzen Bedeutung erschlossen. Sie manövierten in Reih und Glied und mit Hilfe ihrer Taucherkünste den See auch in seinen verschiedenen Tiefen, sozusagen in all seinen Etagen beherrschend, glückte es ihnen, überall da, wo sie standnahmen, ein lebendiges Netz durch den See zu ziehen: jede Masche ein geöffneter Kormoranschnabel⁵. Die Fischer mühten sich umsonst, sie zu vertreiben. Es gab damals Kormorans am Werbellin wie Fliegen in einer Bauernstube, und ein paar hundert mehr oder weniger machte keinen Unterschied. Auch der Forst litt; denn in manchem Baume hatten die Kormorans zehn Nester, und es schien nicht möglich, ihrer Herr zu werden. Da ward endlich ein Ver-

⁵ In China oder Japan, oder vielleicht in beiden Ländern, verstehen es die Bewohner, die Kormorans zum Fischfang abzurichten. Sie bedienen sich dazu der allereinfachsten Prozedur, indem sie dem Kormoran, nachdem ihm die Flügel gestutzt wurden, einen Ring um den Hals legen, der die Kehle des Tieres halb zuschnürt. Nun beginnt der Kormoran mit gewohntem Geschick seinen Fischfang, da er aber der halb zugeschnürten Kehle halber die Fische nicht herunterzuschlucken kann, so wirft er sie großmütig in neben ihm befindliche kleine Boote, wo sie die Fischer in Empfang nehmen.

nichtungskrieg beschlossen. Alle Förster aus den benachbarten Reservieren wurden herangezogen, das Gardejägerbataillon in Potsdam schickte seine besten Schützen, und so rückte man ins Feld. Zuletzt waren Pulver und Blei stärker als die Kormorans, und sie blieben entweder auf dem Platz oder setzten ihren Zug in friedlichere Gegenden fort. Sind auch nicht wieder gekommen. Aber die Muränen auch nicht.

Die Muränen sind hin wie die Schlösser, die den „Werbessin“ umstanden; nur der See selber ist in seiner alten Schönheit verblieben. Bei Altenhof, unmittelbar an dem gelben Kiesufer, liegen ein paar Tannenstämme aufgeschichtet und bilden eine hohe Bank zum Überblick. Und dort nehmen wir Platz. Kleine Wellen schäumen ans Ufer, vor uns die breite Wasserfläche liegt noch im Licht, während sich nach Norden hin bläuliche Schatten über Wald und See breiten. Dorthin liegen auch die Trümmer des alten, halb Sage gewordenen Grimnischlosses. Und wenn jetzt ein goldenes Schiff den See herunterkäme, und auf dem Deck des Schiffes, unter flatterndem Zeltbald, säße Markgraf Otto mit Heilwig von Holstein, scherzend und lachend über dem Schachspiel, wir ließen es vorübergleiten, vielleicht weniger verwundert über das goldene Schiff mit Segel und Zeltbald als über das ärmliche Schifferboot, das eben jetzt mit Netz und Reuse des Weges kommt.

Es ist ein Märchenplatz, auf dem wir sitzen; denn wir sitzen am Ufer des „Werbessin“.